Kampf-
schriften
der
Obersten
SA.
Führung

Band 9

Im Kampf um das Reich

SA.-Männer erzählen ihre Erlebnisse aus dem Ringen um die Macht im Staate

Zentralverlag
der NSDAP
Frz. Eher Nachf.
München

Kampfschriften der Obersten SA.-Führung

Band 1: E. D. v. Rudolf **Der Judenspiegel** Judentum und Antisemitismus in der Weltgeschichte . . kart. **RM. -.60**

Band 2: E. D. v. Rudolf **Totengräber der Weltkultur** Der Weg des jüdischen Untermenschentums zur Weltherrschaft . . . . . kart. **RM. 1.—**

Band 3: Hanns Anderlahn **Gegner erkannt!** Ein Tatsachenbericht vom Leben und Kampf der SA. . . . . kart. **RM. -.60**

Band 4: R. v. Elmayer-Vestenbrugg **Rätsel des Weltgeschehens** Mit 68 Abbildungen . . . . . kart. **RM. 1.—**

Band 5: Adalbert Forstreuter **Führergestalten aus der deutschen Geschichte** . . . kart. **RM. 1.—**

Band 6: Hanns Möller **Feldgraue Sturmvögel** Die Geschichte von Männern, die den „Pour le mérite" erhielten . . . . kart. **RM. 1.—**

Band 7: **Die Welt vor der Entscheidung** Vom Kampf der nationalen Erneuerungsbewegungen Europas . . . . . kart. **RM. 1.—**

Band 8: Dr. Ernst Bayer und Rudolf Müller **Geschichte, Wesen und Formen der Leibeserziehung** . kart. **RM. 1.—**

Band 9: **Im Kampf um das Reich** SA.-Männer erzählen ihre Erlebnisse aus dem Ringen um die Macht im Staate . . . . . kart. **RM. 1.20**

Band 10: **SA.-Geist im Betrieb** Vom Ringen um die Durchsetzung des deutschen Sozialismus . . . . kart. **RM. 1.20**

Band 11: **. . . wurde die SA. eingesetzt** Politische Soldaten erzählen von wenig beachteten Frontabschnitten unserer Zeit . . . . . kart. **RM. -.80**

Band 12: **Reichstage des deutschen Volkes** . kart. **RM. 1.20**

Bezug durch jede Buchhandlung

Im Kampf um das Reich

SA.-Männer erzählen ihre Erlebnisse aus dem Ringen um die Macht im Staate

19 38

Zentralverlag der NSDAP., Franz Eher Nachf.
München

Alle Rechte vorbehalten

Begründet und herausgegeben von Obersturmbannführer Körbel,
Chef der Abteilung Presse und Propaganda der Obersten SA.-Führung

Druck: Münchner Buchgewerbehaus M. Müller & Sohn KG., München

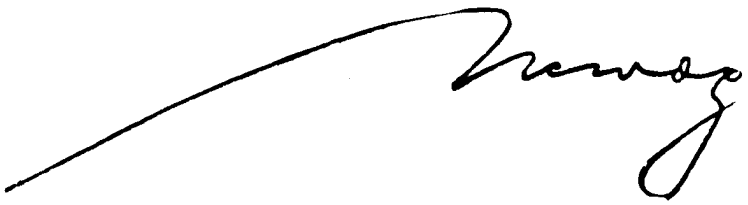
Zur Einführung

Das Grundelement der Sturmabteilungen Adolf Hitlers ist der Kampf.

Dieser Kampf, der gleichermaßen um die Größe des neuen Staates wie um die Reinheit der Idee des Führers geht, ist vielfältig wie keiner zuvor.

Diesen Kampf der SA. zum Kampf des ganzen Volkes zu machen, ist der Zweck dieser Schriftenreihe, die von der Obersten SA.-Führung herausgegeben wird.

Diese Bändchen sollen nicht nur eine geschliffene Waffe in der Hand jedes politischen Kämpfers sein, sondern auch Quell der Erkenntnis für jeden deutschen Volksgenossen.



Obergruppenführer.

Unbekannte Helden

In den Zeilen dieser Kampfschrift erzählen nicht führende Persönlichkeiten vom Kampf um die Macht, sondern es spricht der kleine, unbekannte SA.-Mann. Manche seiner Erlebnisse, wie der Reichsparteitag 1929, die Tage von Braunschweig und der Blutsonntag von Altona, sind heute sehr vielen Volksgenossen bekannt. Allein derartige Geschehnisse machen nur den kleinsten Teil des Inhaltes aus. Hier kommt es vielmehr darauf an, einen Einblick zu geben in den politischen Alltag des Mannes im Braunhemd, eines Alltags, der in seinen wesentlichen Merkmalen in allen Teilen des Reiches und darüber hinaus in Danzig und Österreich gleich war. Dabei war es nicht wesentlich, ob eine rein marxistische Regierung oder eine schwarz-rote Koalition das Heft in der Hand hatte oder ob die Geschicke eines Landes von den Vertretern des politischen Katholizismus gelenkt wurden. Sie alle verfolgten die nationalsozialistische Weltanschauung und ihre Träger mit dem gleichen verbissenen Haß, und in erster Linie waren die aktivsten Vorkämpfer der Idee das Ziel jeden Terrors und der Verfolgungen. Das aber sind stets und in allen Teilen des Reiches die SA.-Männer gewesen.

Sie waren es auch, die die Hauptlast der blutigen Auseinandersetzungen mit den Marxisten aller Schattierungen zu tragen hatten und in deren Reihen die meisten Männer mit dem Namen des Führers auf den Lippen ihr Leben gaben für die kommende Freiheit ihres Volkes.

Die Straße, welche die SA. marschierte, war ein Gang durch brutalste Unterdrückung zum Sieg. Mit Blut ist ihre Geschichte geschrieben von dem Tage an, da sie als Saalordnertruppe in der historischen Saalschlacht im Festsaal des Münchener Hofbräuhauses vom Führer den Namen Sturmabteilung bekam, bis zum 30. Januar 1933 und darüber hinaus.

Man hat bis auf wenige große Ereignisse nicht allzuviel gehört und gelesen von diesem erbitterten Ringen; denn die Männer, die das alles mitmachten, das waren keine Literaten, sondern Kämpfer.

Allein heute erscheint es an der Zeit, daß man jene Zeit, die Kampfzeit, mit all ihren Härten, aber auch mit ihren prachtvollen Siegen, zeigt, wie sie war. Nicht aus Geltungsbedürfnis: denn das hat die SA. nicht nötig, sondern als Vermächtnis der Ermordeten und jener anderen Kameraden, deren Blut und Opfer den Weg bereiteten für den Neubau des Reiches, für all die, welche einst nach uns kommen und das vollenden, wofür die „Alten" kämpften.

Sie sollen uns Vorbild sein, jene ersten SA.-Männer, mit ihrer Einsatzbereitschaft, ihrem Opfermut, ihrem Kameradschaftsgeist und ihrer Treue. Wir wollen sie nie vergessen; denn nur in ihrem Geist können auch wir, kann Deutschland leben.

Aus kleinsten Anfängen

Als der Kampf um Berlin begann

Schwere Wochen und Monate lagen hinter uns. Nach der Erschießung Rathenaus hagelte es Verfolgungen, Verbote, Verhaftungen, Haussuchungen, Vorladungen auf die IA und dergleichen mehr. Unmittelbar bevorstehen sollte auch das Verbot der NSDAP. mit allen ihren Unterorganisationen für Preußen. Man hatte uns zu rechtlosen Staatsbürgern zweiten Grades gestempelt, und auch das bürgerliche Spießertum, in dessen Augen wir so etwas wie Nationalbolschewisten waren — die Betonung lag auf Bolschewisten —, machte drei Kreuze hinter unsere Namen. Kein Wunder, daß wir für die Kommune und ihren marxistischen Anhang nur noch Freiwild waren, das man ungestraft jagen konnte. Wo immer sich einer durch sein Abzeichen oder durch Äußerungen zu uns bekannte, mußte er gewärtig sein, erbarmungslos zusammengeschlagen oder von der Systempolizei zum „Alex" geschleppt zu werden. Wer Pech hatte, dem konnte allerdings auch beides passieren.

Unter diesen Umständen war es kein Wunder, wenn sich unsere Reihen lichteten. Wieder einmal wurde die Spreu vom Weizen geschieden, wie so oft, wenn es zu beweisen galt, ob einer als ganzer Kerl zu uns gehörte oder nur Mitläufer war. Es ist klar, daß dieser Ausscheidungsprozeß von uns selbst am meisten begrüßt wurde. Was danach noch zu unserer Fahne stand, allen Schikanen und Verfolgungen zum Trotz, waren Männer, die auf Gedeih und Verderb eisern zusammenhielten, Kameraden, die sich unbedingt aufeinander verlassen konnten, selbst wenn es auf Tod und Leben ging, wie damals im Zirkus Busch.

Oktober 1922. Wir sitzen in unserem Verkehrslokal und diskutieren die Ereignisse der letzten Zeit. Aber heute liegt eine

besondere Spannung über dem Raum. Schon vor Tagen war durchgegeben worden, daß wir demnächst in einer Riesenversammlung als Saalschutz eingesetzt würden. Jetzt steht unser Stoßtruppführer auf. „Alles mal herhören!" Sofort tritt Stille ein. „Am Sonntag, den 15. Oktober, findet eine Massenversammlung im Zirkus Busch statt. Der Stoßtrupp besetzt von 7 Uhr früh ab die Eingänge zum Zirkus. Anmarsch nicht geschlossen, sondern in kleinen Gruppen von drei und vier Mann. Die Kommune wird versuchen, die Versammlung zu sprengen. Anzug: Räuberzivil. Danke!"

Das war so richtig eine Sache nach unserem Herzen. Endlich mal wieder eine große Aktion. Immerhin konnte kein Zweifel darüber herrschen, daß bei der innerpolitischen Hochspannung die „politischen Kinder" des Herrn Severing es nicht an den bekannten Empfangsfeierlichkeiten fehlen lassen würden, deren Reihenfolge scheinbar von den Genossen bereits festgelegt war. Schon tagelang vor der Versammlung tischte die „Rote Fahne" ihren Lesern die haarsträubendsten Schauermärchen auf von blutrünstigen Absichten, die wir angeblich gegen das „wehrlose Proletariat" der Reichshauptstadt hegen sollten. Die unflätigsten Schimpfkanonaden wurden von den jüdischen Schreiberlingen gegen uns losgelassen und verblümt und unverblümt dazu aufgefordert, die Versammlung auf jeden Fall „in die Luft zu sprengen". Na, Bangemachen gab's bei uns nicht. Wie gesagt, wir waren auf allerhand gefaßt. Aber daß der Tag einen so bitterbösen Verlauf nehmen würde, hatte keiner von uns erwartet.

In kleinen Gruppen von zwei, drei und vier Mann, möglichst gut getarnt, pürschten wir uns am Sonntag, den 15. Oktober 1922, in aller Frühe an den Zirkus Busch heran, den wir auch unbehelligt erreichten. Noch war von der Kommune weit und breit nichts zu sehen, außer ein paar verdächtigen Gestalten, die sich in achtungsvoller Entfernung von uns herumdrückten.

Gegen 7 Uhr hatten etwa 200 Mann Saalschutz die Eingänge zum Zirkus und die Tore des Vorhofes besetzt. Scharf wurden die Vorgänge auf der Straße beobachtet. Die Anzeichen mehrten sich, aus denen zu entnehmen war, daß die Kommune heute zu einem ganz großen Schlag ausholen wollte. Im Hause Burg-

straße 28 richteten die Roten ein regelrechtes Sanitätsdepot ein mit Tragbahren, gepolsterten Krankensesseln und allem Drum und Dran. Dazu tauchten überall fliegende rote Sanitätskolonnen auf. Alle diese Maßnahmen deuteten darauf hin, daß die KPD. mit blutigen Zusammenstößen großen Umfanges rechnete. Jetzt rückte in streng militärisch aufgezogenen Kolonnen die Rote Garde heran, verstärkt durch das lichtscheueste Gesindel, das in Berlin aufzutreiben war. Zwischen 7 und 8 Uhr sah die Lage für uns alles andere als rosig aus. Der Saalschutz von 200 Mann stand einer zwanzigfachen Übermacht gegenüber, die dauernd noch Zuzug erhielt. Gegen 8.30 Uhr war der rote Aufmarsch beendet. Durch wilde Zurufe und Hetzreden feuerten die roten „Führer" ihre Kolonnen zum Angriff an. Zwanzig bis dreißig Volksgenossen, die in den Zirkus wollten, wurden in rohester Weise niedergeschlagen und so lange bearbeitet, bis sie am Boden liegenblieben. Die rote Bestie hatte Blut gerochen. Die nächsten Opfer waren sechs Schutzpolizisten, die schwer mißhandelt wurden, nachdem man sie ihrer Waffen beraubt hatte. Schlimmer erging es einer Radfahrerpatrouille der Schupo mit zwei Wachtmeistern, die in diesem Moment zum Zirkus kamen. Sie wurden sofort von den Rädern gerissen, der eine erhielt einen Dolchstich in das Genick, der andere in die Schulter.

Mit verbissenen Gesichtern standen wir auf unseren Posten. Jeder Ausfall wäre Wahnsinn gewesen. Überdies setzte die rote Flut jetzt zum Generalsturm auf den Zirkus an. Wir sind entschlossen, das Gebäude bis zum letzten Mann zu verteidigen und unter allen Umständen zu halten. Ausgesuchte Männer halten die erste Linie besetzt, den Zaun, der das Zirkusgebäude nach der Straße zu abschließt. Dahinter, im Vorhof, stehen als zweite Kampflinie die Bereitschaftskommandos und schließlich verfügen wir noch über eine dritte Kampflinie, bestehend aus den Kameraden, die die Eingänge zum Zirkusgebäude zu bewachen haben.

Mit Zaunlatten, Eisenstangen, Totschlägern, Dolchen, Stemmeisen und anderen Verbrecherwerkzeugen bewaffnet, grölend und brüllend wie wilde Tiere, wälzt sich der rote Mob heran. Faustgroße Steine sausen uns um die Ohren. Ein erbittertes Ringen um den Zirkuszaun beginnt. Wir wissen, daß alles davon abhängt,

diese Stellung zu halten, und stehen wie eine Mauer. Hier und da sinken Kameraden blutüberströmt zusammen und immer mehr Moskowitern gelingt es, in den Vorhof einzudringen. Wir weichen nicht von unseren Plätzen. Geben nur scheinbar in der Mitte etwas nach. Schon frohlockt die Kommune ob des vermeintlichen Sieges. Aber jetzt werden unsere Bereitschaftskommandos eingesetzt. Es gibt etwas Luft.

Wir schlagen zu, daß den Genossen Hören und Sehen vergeht.

Langsam gehen die Angreifer zurück. Noch einmal wogt der Kampf hin und her. Doch die Gewalt des Ansturmes ist an unserem eisernen Widerstand zerbrochen. Die Moskowiter müssen das Feld räumen. Der Zirkus gehört uns. Zwölf Schwer- und 26 Leichtverletzte haben wir, die verbeulten Schädel nicht gerechnet.

Die Kommune in den Straßen rast vor Wut. Überall sammeln die Führer ihre roten Kolonnen. Ein zweiter Angriff auf den Zirkus muß unmittelbar bevorstehen. Aber jetzt endlich erscheinen starke Kommandos der Schupo, von dem roten Gesindel mit einem unbeschreiblichen Wutgeheul empfangen. Einen schweren Stand haben die Beamten, und erst mit der blanken Waffe gelingt es ihnen, die tobende Masse Mensch langsam bis zum Hakkeschen Markt zurückzudrängen und hier durch die Drohung, bei weiteren Angriffen von der Schußwaffe Gebrauch zu machen, festzuhalten.

In aller Eile strömen nun die Versammlungsteilnehmer in den Zirkus. Dabei schmuggeln sich natürlich viele Genossen mit in das Gebäude ein, die unter Verlust von einigen Fensterscheiben und Türen erst wieder an die frische Luft befördert werden müssen. Und schon galt es auch wieder, draußen bereit zu sein. Starken roten Kräften war es trotz der strengen Absperrung gelungen, auf Umwegen wieder an den Zirkus heranzukommen. Von neuem entwickelt sich ein heftiger Kampf. Durch einen Stich ins Herz getroffen, sinkt ein Wachtmeister zu Boden. Einem andern wird mit einer Axt der Schädel gespalten. Wie die Raubtiere springen die roten Unterweltler die Polizeibeamten an, entreißen ihnen die Seitengewehre, schlagen auf sie ein. Zwei Versammlungsteilnehmer, die in den Zirkus wollen, werden niedergeknüppelt und in die nahe Spree geworfen. Ein Händler mit der „Deutschen Zeitung", ein alter Mann, wird so lange niedergetrampelt, bis er

bewußtlos liegenbleibt. Man fühlt sich in die schlimmsten Tage der Spartakusherrschaft zurückversetzt. Aber in den Zirkus kamen die roten Strolche doch nicht. Erbarmungslos schlugen wir jeden Angriff der Rotmordbanditen zusammen.

Die Polizei kämmte jetzt systematisch die Straßen durch, beschlagnahmte das rote Sanitätsdepot und riegelte sämtliche Zugangswege zum Zirkus ab. Die Versammlung selbst nahm dann einen ungestörten Verlauf, wenn auch eine begreifliche Erregung die vielen Tausende beherrschte, die den Zirkus bis auf den letzten Platz füllten. Stehend sang die Menge zum Schluß das Deutschlandlied.

Auf Anraten der Polizei erfolgte der Abmarsch der Versammlungsteilnehmer, unter denen sich viele Frauen befanden, in geschlossener Kolonne. Starke Kommandos des Saalschutzes eröffneten und beschlossen den Zug, der sich durch den Lustgarten und dann die Linden entlang bewegte. In der Mitte gingen die Frauen, rechts und links die männlichen Teilnehmer. Die Kommune, von der Polizei in den Nebenstraßen zurückgehalten, hatte sich scheinbar etwas beruhigt und begnügte sich mit den üblichen Beschimpfungen wie: Bluthunde, Arbeitermörder usw. Aber noch einmal sollte es zu neuen, blutigen Zusammenstößen kommen.

Unser Stoßtrupp, der als Vorhut die Spitze des Zuges bildete, erhielt etwa in Höhe der Universität die Meldung, daß die ganze Universitätsstraße voller Rotgardisten stecke, die scheinbar einen neuen Überfall beabsichtigten. Das mußte mit Rücksicht auf die vielen hundert Frauen in unserem Zuge unbedingt vereitelt werden, sollte es nicht ein unübersehbares Unglück geben.

Inzwischen haben wir die Universitätsstraße erreicht, schwenken ein und übersehen mit einem Blick die Gefährlichkeit der Situation. Von der Mittelstraße an rückwärts bis zum Bahndamm ist die Straße in ihrer ganzen Breite angefüllt von Roten. Weit und breit keine Polizei zu sehen. Ruhig, mit eisernen Mienen, im Gleichschritt, marschieren wir. Keine Muskel zuckt in unseren Gesichtern. Noch etwa 50 Schritte trennen uns von den Roten. Scharfe Kommandos. „Abteilung — halt!" „Rührt euch!" „Fertigmachen!" „Vorwärts — marsch marsch!" Das alles ging schneller, als es hier erzählt werden kann. Im Vorwärtsstürmen

schwärmen wir etwas aus. Wir wollen einen breiten Keil in den roten Damm treiben. Schnell habe ich mich mit einigen Kameraden verständigt. Unser Ziel ist der rote Fahnenträger, ein riesiger Kerl, umgeben von einer Art Leibgarde. Im nächsten Augenblick ist die Straße der Schauplatz eines erbitterten Kampfes. Die seit Stunden in uns aufgespeicherte Wut ist unser bester Bundesgenosse. Unser Sturm wird von einem Schwung getragen, an dem aller Widerstand der Kommune trotz ihrer zahlenmäßigen Überlegenheit zerbrechen muß. Aber vor uns flattert noch immer der rote Fetzen, das Symbol Moskaus. Noch heute steht das brutale Grinsen des roten Fahnenträgers in aller Deutlichkeit vor meinen Augen. Die Fahne muß genommen werden, koste es, was es wolle. Wir schlagen um uns wie die Berserker. Jetzt sind wir 'ran. Schon greifen ein paar Fäuste nach der Fahnenstange. Zwei, drei Mann hängen sich an den Rotgardisten. Hageldicht sausen die Schläge auf uns nieder. Aber wir haben uns verbissen, lassen nicht mehr los. Noch ein letzter, verzweifelter Versuch der Kommunisten, dann zersplittert die Fahnenstange in mehrere Stücke. 'runter mit dem Fetzen.

Der Kampf ist entschieden. Die Straße gehört uns. Die Moskowiter flüchten auf der ganzen Linie. Schon setzen wir zur Verfolgung an. Da bellen vom Bahndamm her ein paar Maschinenpistolen der Schupo auf.

Wir haben keine Lust, vielleicht noch Quartier in dem roten Gebäude am Alex zu nehmen und nutzlos Unterhaltungen mit dem damaligen Chef der politischen Polizei, dem sattsam bekannten Juden Isidor Weiß, zu pflegen. Die Versammlungsteilnehmer waren in Sicherheit, also lösten wir uns auf.

Unvergeßlich wird uns für alle Zeiten dieser Blutsonntag sein. Drei Menschen hatte die Kommune hingemordet, mehr als 60 Schwerverletzte lagen in den Krankenhäusern und Rettungsstationen. Wieder einmal hatte die KPD. ihr wahres Gesicht enthüllt. Die „Rote Fahne" überschlug sich förmlich vor Wut und Haß darüber, daß es einer kleinen Schar entschlossener Männer möglich war, gegenüber einer zwanzigfachen Übermacht auch für sich das Recht auf Versammlungsfreiheit zu sichern und, was in den Augen der Roten noch schlimmer war, zum ersten

„Schon greifen ein paar Fäuste nach der Fahnenstange"

Male auch in Berlin den roten Terror auf der Straße zu brechen. Mit neuem Mut sahen wir in die Zukunft. Wohl wurde vier Wochen später, am 19. November 1922, die NSDAP. für Preußen wirklich verboten. Aber wir hielten zusammen wie die Kletten. Erfanden immer neue Decknamen für unsere Zusammenkünfte. In aller Heimlichkeit wurde im Januar des folgenden Jahres die erste Berliner Hakenkreuzfahne nachts in einem 70 Meter unter der Erde liegenden Stollen der Rüdersdorfer Kalkberge am Heinitzsee geweiht. Albert Leo Schlageter, der erste Soldat des Dritten Reiches, gehörte mit zu den wenigen Teilnehmern dieser denkwürdigen Feier. Und im gleichen Monat, am 26. Januar 1923, fuhren wir verbotenen Berliner Nationalsozialisten zum ersten Reichsparteitag der NSDAP. nach München.

Unbeirrbar gingen wir unseren Weg. Kämpften weiter für ein neues Deutschland der Ehre und Freiheit und für seinen Führer — Adolf Hitler.

Rote Untermenschen in Göppingen

Es war in den ersten Tagen des Dezember 1922. Der Name Adolf Hitler war kaum bekannt in den Gauen unseres Vaterlandes. Langsam nur wuchs die Zahl derer, die sich zu ihm bekannten, und die sich damit bekannten zu Deutschland. In verschiedenen größeren Orten Württembergs bestanden jedoch bereits Ortsgruppen der NSDAP., wenn sie auch nur wenige Parteigenossen umfaßten. Um die Idee des Führers auch in weitere Kreise der Bevölkerung zu tragen, wurde eine Reihe von Versammlungen angesetzt. Der Anfang war nicht gerade ermutigend. Die erste Kundgebung stieg in Geislingen am 9. Dezember. Es dauerte auch nicht lange, da hatten die Moskowiter die Versammlung gesprengt und alles kurz und klein geschlagen. Wie das damals so üblich war, verbot daraufhin die Polizei die Fortführung.

Jedoch kneifen gab's nicht. Schon am nächsten Tage fand in Stuttgart die zweite Versammlung statt. Auch hier versuchten Marxisten beider Richtungen, den Laden hochgehen zu lassen,

was ihnen aber vorbeigelang. Als dritte Stadt war nun Göppingen an der Reihe. Trotz zahlreicher Drohungen setzte man die Kundgebung an, und zwar für Montag, den 11. Dezember.

In München, der Geburtsstätte der Bewegung, fand am Vorabend eine Weihnachtsfeier der 4. und 17. Münchener Hundertschaft statt, bei der auch der Führer anwesend war. Plötzlich traf ein Kurier ein, der meldete, daß in Württemberg bereits einige Versammlungen von Marxisten gesprengt worden seien. Nun gab es kein langes Besinnen. Sofort gab Adolf Hitler den Befehl, für die Göppinger Versammlung einen Saal- und Rednerschutz zusammenzustellen. Im Nu hatten sich aus den verschiedenen Hundertschaften 90 Mann bei Parteigenossen Berchtold, dem jetzigen Hauptschriftleiter des Kampfblatts „Der SA.-Mann" und SA.-Gruppenführer, freiwillig gemeldet.

Am nächsten Tage, vormittags 11 Uhr, sammelten sich die Männer am Starnberger Bahnhof. Es wurden drei Züge gebildet. Den ersten führte Parteigenosse Berchtold, den zweiten Parteigenosse Rudolf Heß, der Stellvertreter des Führers, und den dritten Parteigenosse Hochgraßl. Zunächst ging es zum Pschorrbräukeller, wo der Führer einige knappe Worte an die Hundertschaft richtete.

Die Stimmung auf der Fahrt war prächtig. Immer wieder klangen Kampflieder der jungen Bewegung und die schönen alten Soldatenlieder auf. In Ulm hieß es umsteigen. Hierbei erregten die Nazis den Unwillen des Fahrdienstleiters, der an dem militärischen Auftreten erheblichen Anstoß nahm. Dem Manne konnte geholfen werden. Gemessenen Schrittes betrat die Hundertschaft einzeln, ein Mann hinter dem andern, den dritten Bahnsteig. Um 5 Uhr abends kam man in Göppingen an.

In diesem schönen schwäbischen Städtchen hatte sich inzwischen verschiedenes getan. Zunächst erregte ein Plakat mit der Ankündigung der Versammlung den Zorn von zwei schwarzgelockten Kindern der Wüste, die es darauf kurzerhand abrissen. Sodann erschienen gegen 8 Uhr morgens mehrere Gewerkschaftsbonzen beim Stadtpolizeiamt, um ein Verbot der Versammlung zu erreichen. Das Innenministerium war jedoch vernünftiger als die Marxisten und lehnte das Gesuch rundweg ab.

In zwei Göppinger Tageszeitungen erschien inzwischen eine Anzeige mit einem Hinweis auf die Kundgebung, an die sich im demokratischen „Hohenstaufen" noch die Aufforderung an die Arbeiter und Arbeiterinnen anschloß, frühzeitig dort zu erscheinen. Gezeichnet war dieses Inserat von der Kommunistischen Partei und den Vereinigten Gewerkschaften. Leise verschüchtert betrat am Montagnachmittag der Besitzer des Hotels „Apostel" das Polizeiamt und teilte dort mit, daß er der Partei seinen Saal für die Kundgebung nicht zur Verfügung stellen könne. In den Betrieben war inzwischen unheimlich gehetzt worden, so daß die Arbeiter und Arbeiterinnen aufgeputscht und aufs höchste erregt waren. Das war ungefähr die Lage in Göppingen, als die Münchener Hundertschaft eintraf. Die Männer nahmen in Gruppenkolonne vor dem Bahnhof Aufstellung, und ihr Führer, Parteigenosse von Westernhagen, erklärte auf Befragen dem Polizeiobermeister, daß die Aufgabe der Hundertschaft darin bestehe, eine Sprengung der Versammlung zu verhüten und den Redner zu schützen, falls die Polizei dazu nicht in der Lage sein sollte. Selbstverständlich würde man sich bemühen, alles zu vermeiden, was irgendwie zu Reibereien führen könnte.

Mit zwei weiteren Parteigenossen begab sich daraufhin von Westernhagen in das Polizeiamt zu einer Besprechung. Die Hundertschaft aber marschierte zum „Apostel", wo sie ein Schild vorfand mit der Aufschrift: „Die nationalsozialistische Arbeiterversammlung findet hier nicht statt." Außerdem war das Hotel vorsorglicherweise geschlossen.

Unterdessen hatte sich eine beträchtliche Menschenmenge eingefunden, die eine drohende Haltung einnahm. Polizeibeamte forderten die etwa 800 Marxisten auf, sich zu zerstreuen. Rote Hetzer sorgten dafür, daß dies unterblieb. Um Zwischenfällen vorzubeugen, begaben sich die Münchener in das Gasthaus, wo kurz darauf auch v. Westernhagen eintraf, der die Mitteilung brachte, daß die Versammlung nunmehr vom Innenministerium verboten sei.

Man beschloß daraufhin, zum Walfischkeller zu marschieren, um dort eine Kundgebung abzuhalten, denn unverrichteter Dinge wollte man auf keinen Fall abziehen. Um 7 Uhr setzten sich die

Kolonnen in Marsch. Hell erklingt das Lied: „Hakenkreuz am Stahlhelm." Die Menge folgt der marschierenden Abteilung. Die verhetzten Volksgenossen johlen und pfeifen. Wüste Drohungen werden laut, Zurufe: „Rathenau-Mörder!" Die Marxisten stimmen die Internationale an. Den Stimmen der Hundertschaft sind sie nicht gewachsen. Nun fliegen Schneebälle gegen die Abteilung. Innen sind Steine und Eisbrocken. Vor dem Walfischkeller wurden 25 Mann aufgestellt, die die Aufgabe haben, die rote Meute zurückzuhalten. Jetzt stürmen sie heran. Latten und Knüppel sausen durch die Luft. 25 gegen 200. Der Angriff wird abgeschlagen. Die Menge zieht sich etwa hundert Meter auf die Brücke zurück. Dunkelheit ringsum. Nur während der Einfahrt von Zügen flammen auf der Brücke Lampen auf. Drei Parteigenossen aus Tübingen und Göppingen treffen ein. Sie keuchen vom schnellen Lauf. Auf Umwegen haben sie das Lokal erreicht. Am Bahnhof stehen 20 Tübinger Parteigenossen einer verhetzten Menge von vielen hundert Arbeitern gegenüber. Sie bitten um Hilfe.

Der 25 Mann starke Trupp tritt an. Laufschritt marsch, marsch. Durch die Marxisten geht's hindurch. Sie weichen links und rechts zur Seite. Haßerfüllte Blicke treffen die Nationalsozialisten. Den Weg zum Bahnhof findet der Trupp durch etwa 2500 Marxisten versperrt. Es ist unmöglich, hier durchzukommen. Parteigenosse Berchtold verhandelt mit einigen Arbeitern. Doch Juden und Bonzen hetzen. Man beginnt auf den Trupp einzuschlagen. Eine Verstärkung ist nicht zu erwarten. Der Kampf gegen diese wahnsinnige Übermacht ist aussichtslos. Langsam weicht der Trupp zurück. Gejohle und Gebrüll setzen ein. Zaunlatten, Knüppel und Prügel sausen auf die Münchener nieder. Ein energischer Vorstoß schafft etwas Luft. Zwei Parteigenossen sinken zu Boden. Zusammengeschlagen. Die Nationalsozialisten haben nur ihr Fäuste. Mit denen zerhämmern sie die Schädel der Angreifer. Plötzlich knallen Schüsse. Fünf Männer werden getroffen. Sie brechen zusammen im Feuer. Erbittert wogt der Kampf hin und her. Von den 25 sind nun schon acht schwer verletzt. Doch noch ein Ansturm und die Münchener sind wieder im Walfischkeller.

Vor dem Lokal schart sich die Meute. Immer wieder wird sie aufgeputscht. Parteigenosse Berchtold versucht zu verhandeln. Um-

sonst. Beinahe fällt er der Wut des Pöbels zum Opfer. Nun trifft die Göppinger Polizei in Stärke von 18 Mann ein. Ihr gelingt es unter Drohung mit der Schußwaffe, die Menschen zum nördlichen Brückenkopf abzudrängen. Die Schwerverletzten werden ins Krankenhaus gebracht.

Um 19.30 Uhr kommen 20 Tübinger Studenten an. Sie wollten an der Versammlung teilnehmen. Da diese nicht stattfindet, wollen sie versuchen, sich zum „Walfischkeller" durchzuschlagen. In der Nähe des Bahnhofs werden vier von ihnen abgedrängt. Sie gehen wieder zurück. Die roten Verbrecher folgen ihnen und schlagen sie im Bahnhof nieder. Doch sie raffen sich wieder auf. Unter ständigen Schlägen kommen sie die Marktstraße hinauf. Auf dem Wege bricht ein Parteigenosse zusammen. Die vertierte Menge will ihn in den Mühlbach werfen. Rufe ertönen: „Aufhängen!" Ein Sanitäter rettet ihn, bringt ihn zur Polizeiwache. Der Student ist über und über mit Blut besudelt. Aus Mund, Nase und aus den Wunden am Rücken und an den Schenkeln strömt es unaufhörlich. Ein anderer ist schon in der Nähe der Brücke, als er von seinen Kameraden getrennt wird. Mit Zaunlatten schlägt man ihn zu Boden. Er verliert das Bewußtsein. Ein Arzt und ein Polizist schlagen sich zu ihm durch, heben ihn auf und bringen ihn in Sicherheit. Immer wieder greift das Verbrechergesindel die drei an. Man versucht, ihnen den Verwundeten zu entreißen. Am Eingang zur Polizeiwache erfolgt der letzte Ansturm. Schüsse aus den Karabinern der Polizisten treiben die Bestien zurück. Ein dritter Student wird von zwei Angehörigen des Göppinger Sportvereins zur Wache gebracht. Auch sie müssen sich ständig der Marxisten erwehren.

Es ist 20.30 Uhr. Ich komme mit dem Stuttgarter Zug in Göppingen an. Ein Parteigenosse holt mich ab und unterrichtet mich über die Lage. Ein Leutnant der Schutzpolizei, der in Zivil da ist, rät mir, hierzubleiben. In kurzer Zeit werde das Polizeikommando aus Geislingen eintreffen. Mit diesem Kommando gelingt es uns, zu unseren Parteigenossen im „Walfischkeller" zu stoßen. Unterwegs versucht man uns abzudrängen. Das mißlingt. Die Menge macht Miene, das Lokal zu stürmen. Der Führer des Kommandos nimmt einen Kommunistenführer beiseite und

fordert ihn auf, die Masse zu beruhigen. Der weigert sich. Nun beschließt man, die Münchener Kameraden auf einem Umweg zum Bahnhof zu bringen und in der Zwischenzeit die Horde noch in Schach zu halten, die sich immer wilder gebärdet.

Die Hundertschaft macht sich fertig. Unter Führung eines Göppingers und zusammen mit sechs Polizeibeamten geht's im Laufschritt in die Jahnstraße. An der Stelle, wo die Rangierbrücke über die Fils geht, ist hier ein hoher Zaun. Unter gegenseitiger Unterstützung kommen wir hinüber. Kaum stehen wir am Bahnhof, als auch schon der Schnellzug eintrifft. Die beiden ersten Wagen sind frei. Die Münchener steigen ein. Ein letzter Händedruck, ein kräftiges Heil, und schon dampft der Zug aus der Halle. Es war aber auch die höchste Zeit. Von allen Seiten strömt das rote Verbrechergesindel jetzt auf den Bahnsteig. Doch da knattern Motoren. Vier Schnell-Lastkraftwagen aus Eßlingen treffen ein, besetzt mit zwei Polizeihundertschaften. Im Nu ist der Bahnhof besetzt, und nur wenige Minuten dauert es, bis die Marxisten mit Knüppeln und Kolben vom Bahnhofsplatz und von den Hauptstraßen vertrieben sind.

Am nächsten Morgen kommt Parteigenossin Schwester Pia aus dem Krankenhaus, um zwei schwerverwundete Kameraden zum Bahnhof zu bringen. Unterwegs begegnet ihr ein Trupp Kommunisten, der sofort zum Angriff übergeht. Es hagelt Fußtritte und Schläge. In der Nähe des Bahnhofs entreißen die Banditen ihr die Verwundeten. Diese werden fürchterlich mißhandelt. Zwei Arbeiter stürzen herbei. Sie können dieses entsetzliche Bild nicht länger mitansehen und entreißen die Parteigenossin den Bestien. Im selben Augenblick wird Schwester Pia niedergeschlagen. Polizei gelingt es, die Parteigenossen in ein Hotel in der Nähe des Bahnhofs zu bringen. 20 Schutzpolizisten genügen gerade, um den Ansturm der Meute abzuwehren.

Das Ergebnis der Schlacht war auf unserer Seite zehn Schwerverletzte und 30 Leichtverletzte.

Die Gerichtsverhandlung, die am 2. Oktober 1932 in Ulm stattfand, ergab den Freispruch sämtlicher Nationalsozialisten. Acht Kommunisten erhielten drei Monate Gefängnis, die übrigen wurden freigesprochen.

Der Durchbruch in Hannover

Die Saalschlacht im Burghaus am hohen Ufer am 23. Januar 1923 kann mit Fug und Recht als die Durchbruchsschlacht der SA. in Hannover bezeichnet werden. Sie war ausschlaggebend für die Entwicklung und späteren Kämpfe der Bewegung in Niedersachsen, zeigte sie doch dem lauen Bürgertum, was Hitlergeist vermag, und den verhetzten Marxisten und Kommunisten, daß der Frontkämpfergeist, der in den gedienten und ungedienten SA.-Männern steckte, nicht mit sich spaßen läßt. An germanischem Kampfgeist, eiserner Entschlossenheit, an Trotz und Verwegenheit eines tollkühnen Häufleins zerschellten die Wünsche und Ansprüche roter und jüdischer Machthaber der damaligen Zeit.

Die marxistische „Niedersächsische Arbeiterzeitung" ereiferte sich tags darauf, daß von den „verdammten Nazis" 2000 Arbeiter aus der Versammlung herausgeschmissen wurden. Welch ein beschämendes Zeugnis sie sich und ihrem damaligen Anhang ausstellte, wußte sie wohl nicht, denn die, die ihnen die Stirne geboten hatten, waren kaum 100 Mann. Es war mehr als kühn, mit einem so kleinen Häuflein einen mehrere tausend Menschen fassenden Saal in Ordnung halten zu wollen, besonders, nachdem vorher noch bekanntgeworden war, daß die Marxisten mit aller Gewalt die Versammlung sprengen wollten und jüdische Bankiers Hunderte von Eintrittskarten gekauft hatten, die sie den Kommunisten schenkten.

Das Wort, die Versammlung zu schützen, war aber gegeben, und die Führung der SA. war sich klar, daß es einmal hart auf hart gehen müsse, und das Wort wurde gehalten. So trat denn die SA. an und heftete an diesem Tage einen Sieg an ihre Fahnen, der sich würdig denen der anderen Kameraden im Reich an die Seite stellen konnte und in der Folgezeit im Norden, wenigstens in Niedersachsen, wertvolle Früchte trug.

Lange vor Beginn der Versammlung war der große Festsaal des damaligen Burghauses, dem heutigen Rust-Haus, überfüllt. Da der Zustrom an Menschen nicht aufhörte, entschloß man sich

schließlich, sogar die Tribünen, die aus Sicherheitsgründen unbesetzt bleiben sollten, noch freizugeben. Brechend voll waren auch sie in Kürze. Verwegen sahen die Besucher aus. Zu Tausenden waren die Arbeiter gekommen. Seeräubermäßig, mit den ältesten Klamotten bekleidet und sich selbst kaum kenntlich, erschien die damals noch nicht uniformierte SA. Hochspannung lag über dem Burghaus, die ihre Wellen ausstrahlte bis in die umliegende Altstadt. Wie wird der Abend verlaufen? Wird die SA. ihre Feuerprobe bestehen? Bange Fragen lasteten auf allen Gemütern, doch Entschlossenheit und verbissener Ernst, dazu Ruhe und verhaltene Kraft leuchteten in den Augen und Mienen der SA. Schneller als alle erwartet, brach das Gewitter los. Kaum hatte man den Versammlungsleiter sprechen lassen. Mit Mühe wurde die Meute zur Ruhe gezwungen. Als jedoch der Redner ans Pult trat, brach der Tumult los.

Die Schlacht war im Gange, auch an anderen Stellen. Mit kühnem Angriffsgeist ging die SA. vor. Es wurde aufgeräumt. Reihenweise und Stühle hinterher! Kein Halten gab's. Als wenige Minuten später eine Hundertschaft Schupo eintraf, fand sie wenig Arbeit mehr vor. Der weite Saal war fluchtartig geleert worden. Zwischen den Trümmern zerbrochener Stühle und Verletzter fand man lediglich weggeworfene und verlorene Totschläger und abgebrochene Messerklingen, die „geistigen Waffen" der Kommune. Über 70 Verletzte, leichte und auch sehr schwere, hatte es auf beiden Seiten gegeben. Mit den Versprengten, dem Saalschutz und einigen anderen Beherzten wurde dann die Versammlung zu Ende geführt.

Der Abmarsch mitten in der Nacht, durch die Altstadt, der damaligen Hochburg des Kommunismus in Hannover, mußte allerdings unter dem Schutze der Polizei erfolgen. Stolzer, aufrechter als damals und mit trutzigerem Gesang ist aber die alte SA. Hannovers wohl niemals wieder marschiert.

Wenige Tage später, am 27. Januar 1923, fuhren wir als bewährte Hitler-Soldaten nach München, und groß war die Begeisterung, als in einer der damaligen Riesenversammlungen Kunde ward von der prächtigen Haltung der SA. in Hannover, ein Beweis für die süddeutschen Parteigenossen, daß auch der

„Es wurde aufgeräumt"

Norden Deutschlands zu erwachen begann und die gewaltige Idee des Führers im weiten deutschen Vaterlande überall durchdrang.

Parole: München!

Ungeheuere Opfer an Blut und Gut mußten in einem jahrelangen, erbitterten Kampf gegen das herrschende schwarz-rote System gebracht werden, um jenen unvergeßlichen, denkwürdigen 30. Januar des Jahres 1933 Wirklichkeit werden zu lassen. Erinnerungen tauchen auf. Unsere Gedanken schweifen zurück in jene Zeit, als unser Führer auf dem Marsfeld bei München seinen braunen Sturmkolonnen die ersten vier Standarten verlieh: München I, München II, Nürnberg und Landshut. Damals waren wir noch ein kleines, verspottetes und verachtetes Häuflein, und besonders in Berlin wurde jeder von der Kommune und ihrem Anhang als Freiwild betrachtet, der sich zu Adolf Hitler bekannte.

Trotzdem stand die Teilnahme am 1. Reichsparteitag der NSDAP. natürlich auch für uns fest, als es im Jahre 1923 hieß: „Wer will mit nach München?" Ob wir wollten! Nun, ganz so einfach wie heute war die Geschichte damals nicht durchzuführen. Leider mußten auch wir erkennen, daß es erstens anders kommt, zweitens als man denkt.

Dezember 1922. Ein richtiges Räuberwetter. Der nasse Schneematsch klatscht einem nur so ins Gesicht. Wer irgend kann, bleibt an solchem Abend zu Hause in seinen vier Wänden. Aber in unserem Verkehrslokal in der Bülowstraße ist wie immer dicker Betrieb. Mit wenigen Ausnahmen alles bekannte Kameraden, die Abend für Abend zur Stelle sind. Trotzdem mustere ich bei meinem Eintritt gewohnheitsmäßig die Gesichter der Anwesenden. Erfreuen wir uns doch seit einiger Zeit der besonderen Aufmerksamkeit des Polizeipräsidiums. Daß es in unseren Reihen Spitzel geben mußte, wurde uns allerdings erst klar, als einige Kameraden und ich die Aufforderung erhielten, auf der I A des Berliner Polizeipräsidiums zu erscheinen. Leider bemühte sich der Kommissar vergeblich, uns davon zu überzeugen, daß wir alle

Mitglieder einer sogenannten „Schwarzen Schar" seien, die als Symbol eine schwarze Flagge mit Totenkopf führe. Selbst die angebotenen Zigaretten halfen unserem Gedächtnis nicht wieder auf die Beine. Wir wußten nichts von „Schwarzen Männern", hatten nie eine schwarze Fahne mit Totenkopf gesehen — sie ruhte wohlverwahrt in einem sicheren Versteck — und auch von den uns genannten Personen der Bewegung war uns nichts „Hochverräterisches" bekannt.

Wie gesagt, auch an jenem klatschnassen Dezemberabend war dicker Betrieb bei uns und natürlich gab es auch viel zu erzählen. Aus den verschiedenen Bezirken Berlins, aus der Bewegung und von den Aussichten für einen Umschwung; denn wir alle waren ja schon damals besessen von der Idee, dem Volk die Augen zu öffnen über die unwürdige Rolle, die es unter der Regie der Novemberlinge zu spielen hatte.

Unbeirrbar gingen wir unseren Weg. Mit zusammengebissenen Zähnen und voll unerschütterlichen Glaubens an den Führer taten wir unsere Pflicht, die für uns Dienst am deutschen Volke war. Ständige Zusammenstöße mit der Kommune, Propagandaumzüge, Saalschutz, Haussuchungen, Vernehmungen auf der I A, Verhaftungen, Wehrsport, Tenodienst, Alarm, materielle Opfer bis zum letzten Pfennig für die Idee und Kameraden, dauernde Gefährdung der eigenen Existenz. Das waren für den einzelnen die Begleiterscheinungen unseres Kampfes. Aber was scherte es uns. Mochte das Spießertum über uns spotten und uns mit mitleidigem Lächeln für verrückt erklären. Mochte die Polizei der Novemberlinge uns noch so sehr aufs Korn nehmen, und mochten endlich die Kommune und ihr Anhang noch so toben und fluchen. Wir wußten, was wir taten, und schon damals war unsere Parole: „Alles für Deutschland, nichts für uns selbst!"

Auch an jenem Abend, wie fast immer in den letzten Monaten, kam selbstverständlich das Gespräch auf jenen Mann in München, der es wie kein anderer verstand, die Gemüter aufzurütteln. Längst waren wir fanatische Anhänger der nationalsozialistischen Bewegung. Brannten darauf, dem Führer dieser Bewegung, Adolf Hitler, bei der ersten sich bietenden Gelegenheit Auge in Auge gegenübertreten zu dürfen. Doch München war weit und

chronische Ebbe in unseren Kassen. Da hieß es eben abwarten und in unermüdlicher Tatbereitschaft auch bei uns im roten Preußen das Banner des Dritten Reiches zum Siege zu führen. Aber früher, als erwartet, schien auch für uns die Möglichkeit gegeben, nach München zu kommen.

Irgendwo in den Zelten sprach ein bekannter Freikorpsführer. Überbrachte die Grüße des Führers, forderte uns auf, am ersten Reichsparteitag der jungen Bewegung in München teilzunehmen. Brausende Heilrufe hallten als Antwort durch den Saal. Bis in die Morgenstunden hinein blieben wir zusammen. An allen Tischen wurden Erlebnisse ausgetauscht. Dazwischen klangen immer wieder die herrlichen Kampflieder der Bewegung auf. Geschlafen hat wohl in dieser Nacht niemand von uns so recht. Zu stark waren die Gedanken mit dem bevorstehenden Ereignis beschäftigt.

Und dann war es endlich soweit. Am Freitag, den 26. Januar 1923, versammelten wir verbotenen Berliner Nazis uns auf dem Anhalter Bahnhof. Schon vor uns waren Kameraden aus Mecklenburg und Pommern eingetroffen. Auch Herr Isidor Weiß, damals Leiter der politischen Abteilung I A des Berliner Polizeipräsidiums, ließ es sich nicht nehmen, persönlich unserer Abfahrt beizuwohnen. Er kargte auch nicht mit Beweisen seiner Zuneigung und veranlaßte zunächst einmal die Reichsbahn, den uns zugesagten Sonderzug nicht zu stellen. Na, wenn schon. Uns war es schließlich gleich, wie wir nach München kamen. Schenken ließen wir uns aber auch nichts. Als der Zug langsam aus der Halle rollte, sangen wir deshalb dem kleinen Isi das Lied mit dem Vers: „... und wenn sie uns die Stiebelsohl'n mit Kaviar beschmier'n, wir lassen uns, wir lassen uns von Juden nicht regier'n!" Dazu artig „Winke-Winke". Ob er sich gebost hat?

Auch ich lege jetzt meine verbotene Hakenkreuzbinde an. In immer schneller werdender Fahrt brausen wir nach Süden. Auf Leipzig zu, wo unter großem Hallo eine ganze Anzahl Kameraden aus dem Sachsenlande zu uns stoßen. Weiter geht's dann wieder. Ta—ram—ta—ta, ta—ram—ta—ta. Nach — Mün — chen — geht's, sangen die Räder.

Die nächste Station war Gera im damals dunkelroten Thürin-

gen. Langsam fuhr der Zug in die Halle ein. Aber zum Kuckuck, was war denn da los! Der ganze Bahnsteig war ja von „Grünen" besetzt, und an jedem Ende war wirklich und wahrhaftig je ein MG. in Richtung auf unseren Zug in Stellung gebracht worden. Bald stellten wir auch fest, daß die „Grünen" mit entsicherter Knarre bereitstanden. Das war ja eine herrliche Überraschung; denn wem anders als uns sollte dieser waffenstarrende Empfang gelten. Plötzlich war uns klar, was das eigenartige Lächeln des Juden Weiß bei unserer Abfahrt in Berlin zu bedeuten hatte.

„Alles, was nach München will, aussteigen!" brüllten jetzt ein paar Wachtmeister. Aha, die Chose ging los. Aber wie kamen wir dazu, so mir nichts, dir nichts auszusteigen? Wollte die Polizei etwas von uns, konnte sie ja in die Abteile kommen. Wirklich blieb den „Grünen" nichts übrig, als uns alle einzeln auf den Bahnsteig zu befördern. Kaum waren wir aber dort angetreten, setzte sich unser Zügle wieder in Bewegung. Ein alter Baltikumer neben mir läßt einen ellenlangen Fluch vom Stapel. Ohne Rücksicht auf die Herren Schupos machte alles kehrt. Versucht, auf den abfahrenden Zug zu springen. Doch wir waren zu viele. Trotzdem gelang es einer ganzen Anzahl Kameraden, auf diese Weise die Fahrt fortzusetzen. Wir „Zurückgebliebenen", etwa 350 Mann, mußten uns wohl oder übel fügen und der Dinge harren, die auch nicht lange auf sich warten ließen.

„Antreten zur Waffenkontrolle!" hieß es nun. O weh. Ein Königreich für ein paar Degenschlucker. Schade um so manches Seitengewehr und so manche „Puste", die für immer in einem stillen Örtchen verschwinden mußten. Um und dumm wurden wir gekrempelt. Eigentlich waren wir aber gar nicht zum Scherzen aufgelegt. Im Gegenteil. Wir hatten eine handfeste Wut in uns, die sich noch steigerte, weil der Herr Bahnhofswirt es ablehnte, etwas an „Freischärler", wie er sich ausdrückte, zu verkaufen.

Wir mußten nun in Marschkolonne antreten und rückten, lange nach Mitternacht, in die Kaserne der ehemaligen 96er ein. Verteilung auf die einzelnen Stuben. Verlassen der Stuben war strengstens verboten. Mich hielt es nicht lange auf meiner Bude. Immer, wenn der Posten unserer Tür gerade den Rücken kehrte,

bezog ich neues Quartier. Die Verständigung mit den Kameraden durfte nicht abbrechen.

Am anderen Morgen immer noch Ungewißheit über unser weiteres „Schicksal". Dafür kamen jetzt Nachrichten, daß in der Stadt Tausende von Arbeitern zusammenströmen, um, so erzählte man uns, die Kaserne zu stürmen. Nette Aussichten. Na, nur ruhig Blut. Wir waren in diesem Falle zum Äußersten entschlossen. Waffen gab es genug in der Kaserne. Zunächst stellten wir jetzt überall eigene Posten auf. Kümmerten uns den Deubel um die Anordnungen. Doch es kam nicht zum Sturm. Die Unhaltbarkeit und Gefährlichkeit der Situation wurde wohl den damaligen thüringischen Machthabern allmählich klar. Ein Telephongespräch mit Berlin hatte die Anweisung zur Folge, uns sofort nach Berlin zurückzubefördern.

Nachmittags Antreten auf dem Kasernenhof. Der Schupohauptmann gibt uns „väterliche" Verhaltungsmaßregeln für den Marsch durch die Stadt. Kurze Kommandos. „Links — um!" „Ohne Tritt — marsch!" Hinter uns ein Lastwagen mit MG., neben uns Schupo zu Fuß und hoch zu Roß, mit schußfertigen Karabinern, ging es in die Stadt. Richtung Bahnhof. Vorerst ohne Schwierigkeiten, obwohl die Straßen von aufgeregten Genossen wimmelten. Schon glaubten wir, daß das Gerücht von den zusammengeströmten Arbeiterbataillonen stark übertrieben sei. Jetzt biegen wir um die Ecke in eine schräg abfallende Straße ein, die direkt zum Bahnhofseingang führt.

Da hatten wir die Bescherung. Die ganze Straße war schwarz voll von Menschen. Eine tosende Flut unflätigster Schimpfkanonaden empfing uns. Unsere Kolonne ist in demselben Augenblick wie auf Kommando in Gleichschritt übergegangen. Ohne links und rechts zu sehen, mit eisernen Mienen, setzten wir unseren Marsch fort. Noch wagte es niemand, uns anzufassen.

Wie stets, marschierte unser Stoßtrupp auch jetzt an der Spitze. Neben mir geht mein Bruder, wie alle Kameraden des Stoßtrupps in vielen Treffen mit der Kommune erprobt. Immer näher kommen wir dem Bahnhofseingang. Immer wilder wird das Wutgeheul der Kommune. Quer über die ganze Straßenbreite stehen nun die Massen, bereit, uns den Einmarsch zu verwehren.

Keine Muskel zuckt in unseren Gesichtern. Der Stoßtrupp ist fertig zum Angriff. Wir sind entschlossen, mit rücksichtsloser Gewalt einen Sturmangriff auf den Bahnhofseingang zu machen. Näher kommen wir der Menschenmauer vor uns. Jetzt sind wir fast 'ran. Schon greift die Faust eines Arbeiters nach dem Karabiner des neben mir gehenden Schupos.

Die Atmosphäre ist geladen. Es ist ein Moment kritischer Hochspannung. Die Weiber überschlagen sich förmlich vor Wut und Haß. In der nächsten Minute muß die Straße der Schauplatz eines erbitterten Kampfes sein.

Da höre ich hinter uns Hufgeklapper. Im Galopp prescht ein Schupokommando zu Pferde an uns vorbei. Den blanken Säbel in der Faust. 'rein in die Menschenmauer vor dem Bahnhof. Eine Bresche entsteht. Geraer Stadtpolizei reißt die eisernen Tore auf.

Ruhig, ohne Hast, noch immer im Gleichschritt, mit verbissenen Gesichtern, marschieren wir in den Bahnhof ein.

„Auf dem Marsch wird nicht gesungen", hatten wir dem Schupohauptmann versprechen müssen. Jetzt stimmt einer ein Kampflied an. Sofort fallen die 350 Kameraden mit ein. Brausend klingt es durch die Bahnhofshalle:

„Hoch Hitler! Wir folgen dir überall hin,
und solltest du gegen die Hölle ziehn!"

Die Kommune in den Straßen rast. Ein bereitstehender Zug führte uns dann zurück nach Berlin, wo Herr Isidor Weiß bereits auf uns wartete.

So endete für uns Berliner Nationalsozialisten die Fahrt zum 1. Reichsparteitag der NSDAP. in München. Ein Erlebnis, unvergeßlich für alle Zeiten.

Das Schicksalsjahr 1923

Das Frühjahr 1923 war durchbebt von politischer Leidenschaft. Eine Versammlung schlug die andere. Im Januar feierten wir unseren ersten Nationalsozialistischen Parteitag auf dem Marsfeld. Blutrot leuchteten die Fahnen über den Schnee. Buntgekleidet war unsere Mannschaft, teils unter dem Stahlhelm, teils mit Skimützen, einige mit Windjacken, Sporthosen und dicken Stöcken:

zum Zuschlagen, wenn es not tat. Und es schien, daß sich ein Coburg wiederholen sollte. Als der Führer sich dort in der Stadt der nordöstlichen Ecke Bayerns mit mutiger Gewalt durchgesetzt hatte, hatte ich mich für die Partei entschieden. Im Oktober 1922, zu Semesterbeginn, trat ich zugleich in die SA. ein. Rudolf Heß führte unsere 11.(Studenten-) Kompanie, später das Bataillon. Wir ahnten also, daß uns wieder Auseinandersetzungen mit der roten Meute oder der Polizei der bayerischen Zentrumsregierung blühten. Es gab auch Stockungen beim Marsch und Reibungen, aber nicht mehr als bei den unaufhörlichen Versammlungen in München oder in den bayerischen Städten, wo wir den Saalschutz stellten, wenn der Führer sprach, oder als am roten 1. Mai draußen in Oberwiesenfeld, wo wir bereitstanden für die gewaltsame Durchsetzung unserer Kundgebungen, unseres anderen politischen Willens, oder beim Turnfest.

Im Herbst 1923 spitzte sich der wirtschaftliche und politische Bankerott der Reichs- und Länderregierung immer heftiger zu. Die Inflation war nahe vor dem Höhepunkt, die überstaatlichen Mächte triumphierten, der Abwehrkampf an Rhein und Ruhr mußte genau so zusammenbrechen, wie es der Führer vorausgesagt hatte, Schlageter war verraten, Sachsen schien völlig bolschewistisch zu werden. Der „Völkische Beobachter" wurde verboten. Hunderttausend Gerüchte schwirrten umher, es roch nach einer separatistischen, bayerischen oder Donaumonarchie unter Rupprecht, auf die jene Regierung hinstrebte. Die bayerische Reichswehrdivision verweigerte am 20. Oktober dem Reichswehrchef den Gehorsam. So waren wir mit Spannung geladen, als unsere SA. an einem Sonntagvormittag zu einer Kundgebung zwischen Armeemuseum und Hofgarten marschierte. Die völkischen Verbände, die sich beim Deutschen Tag in Nürnberg zum Kampfbund zusammengeschlossen, stellten sich auf. Verdächtig viele Schutzleute sind um die Kampfbünde herum aufgebaut. Der Kronprinz Rupprecht ist erschienen. Und wir fieberten glühend, als nach der Feier immer und immer noch kein Befehl zum Abmarsch kommt. Es spricht sich herum, daß noch darum gekämpft werde, ob Kronprinz Rupprecht die Parade abnehmen solle. In Wirklichkeit hatte es sich um viel mehr gehandelt. Alfred Rosenberg lüftete vor zwei Jahren bei der Zehnjahres-

feier das Geheimnis: daß der Plan erwogen war, von seiten der Partei schon heute den monarchistisch-separatistischen Plänen zuvorzukommen. Irgend etwas davon ahnten wir. Doch endlich marschierten wir dort vorbei zum eigentlichen Parademarsch in der Maximilianstraße vor dem Führer, dessen Blick hart, entschlossen, aber mit einem unergründlichen Ausdruck uns anstrahlte.

Am 8. November wird unser SA.-Regiment in den historischen Bürgerbräukeller befohlen. Einige Formationen sind besonderen Verwendungen zugeteilt. Aber bald, nachdem Adolf Hitler die nationale Regierung proklamiert und der Handschlag — wie bald hatten die Herren das Versprechen gebrochen — gegeben war, marschierten Einheiten mit klingendem Spiel durch die Stadt. Die Fahnen wehen, und trotz der schwachen Beleuchtung glimmen die metallenen Ziffern — Bezeichnungen der Kompanienummern — an den roten Armbinden mit dem Hakenkreuz. Unsere Kompanie biegt aus der Ludwigstraße in die Schönfeldstraße ein, und nach einigem Warten holen wir am Lehel, gegenüber der Annakirche, aus einem finsteren, tiefen Gang unsere Waffen. Lastwagen rattern heran, zum Erstaunen der verschlafenen Spießer. Arbeit, Lärm, Rufe hin und her, bis wir endlich zum Bürgerbräukeller gelangen. Die Versammlung ist längst aus, aber man geht und kommt, Autos fahren vor und ab, einmal heißt es, „das war Ludendorff", die Führer sind zu sehen, Lastwagen treffen ein aus Landshut und anderen Städten. Plakate sind oder werden angeschlagen. Alles diskutiert, atmet auf, heckt Pläne aus. Wir sind im Saal untergebracht, in Bereitschaft, und warten. Kleinere Einheiten sind abkommandiert, z. B. zur Notenpresse, wir marschieren zum Polizeipräsidium in die Ettstraße und singen durch die Stadt hindurch, voran immer wieder „Kamerad, reich mir die Hände", es war wohl unser erstes SA.-Lied. Aber dort richten wir nichts aus, das Tor wird nicht geöffnet. Verflucht nochmal! Falscher Befehl? Oder? Wir rücken wieder ab. Hakenkreuzflaggen wehen von den Häusern — sollte das nur eine kurze Freude sein? Die Bevölkerung jubelt und singt mit. Aber in uns nisten sich auf dem ergebnislosen Marsch die ersten Fragen ein. Wieder im Bürgerbräukeller, warten wir, essen, trinken, und ich treffe Kampfkameraden vom einstigen Schutz- und Trutzbund aus Würzburg, wo wir

organisiert und in Versammlungen gesprochen hatten. Und wieder und wieder: warten, die ganze Nacht hindurch warten.

Der Morgen des 9. November bricht langsam und trübe an. Verschlafen und fiebernd stehen und hocken wir herum, putzen Gewehre, gehen auf ein paar Minuten an die frische Luft und wieder zurück in den heißen, verräucherten Saal oder in den gegenüberliegenden Keller. Dann betritt einer das Podium und spricht. Es ist Julius Streicher, der Frankenführer. Wir übersehen die Lage noch nicht, aber davon bekommen wir den ersten Begriff: Verrat. Wieder einmal ziehen wir ab, jetzt zu dem Brückenkopf an der Isarbrücke. Wir quartieren uns in einer Schule ein, sie gehört, wenn ich noch recht weiß, den Vinzentinerinnen. Polizei streicht verdächtig herum, es heißt, Truppen und Panzerwagen seien im Zentrum der Stadt zu sehen. Wachtposten stellen sich auf. Wir sind eingeteilt. Und wieder warten wir, warten. Die Gerüchte werden dicker und dumpfer. Endlich wissen wir ungefähr, was geschlagen hat. Adolf Hitler, Rosenberg, Göring, Ludendorff und die anderen Führer waren vom Bürgerbräukeller durchs Tal zum Marienplatz und in die Residenzstraße marschiert. An der Feldherrnhalle stand Militär. Streicher eilt vor und ruft die Namen der Führer an die Spitze. Welcher Soldat könnte auch auf Adolf Hitler, auf Ludendorff, den Feldherrn des Weltkrieges, schießen?

Welch verzweifelter Marsch eines teilweise unbewaffneten Zuges in die Gewehre der Macht! Aber es war ein Aufruf für das Volk und der mutige klare Weg in die Entscheidung aus der lastenden Unsicherheit! „In schwieriger Lage greife an." Aber nicht mit der Waffe. Denn der Führer durfte nicht die Waffen entscheiden lassen, weil er niemals gegen das Heer kämpfen wollte. So aber erzwang er unter Einsatz des Lebens die Entscheidung auf der anderen Seite. Er rettete kühn die Idee des Soldatentums und zwang die Gegner, sich zum Verrat zu bekennen. Ihre Führer waren freilich nicht da. Aber die Landespolizei hatte geschossen. Sechzehn Kameraden und die vielen Verwundeten sind die Blutzeugen. So wissen wir's heute, im Dritten, soldatischen, Reich. Etwas davon erfuhren wir damals. Einer von uns heult auf und schlägt um sich vor Verzweiflung — er hat sich später erschossen —; andere fluchen, lärmen, ich liege steif am Fußboden der muffigen Schule und erinnere

mich meiner Gefangenschaft im Felde. Dann spricht Fritz, der Häuptling, und stellt uns vor die freie Entscheidung: abzuhauen, oder beisammen zu verharren. Einige drücken sich. Wir bleiben und warten. Am Abend versuchen wir, was noch möglich ist. Wir stopfen die Munition in unsere Taschen, die prallvoll werden, jeder nimmt ein paar Gewehre auf die Schultern; ziehen ab, stumm, dumpf und voller Fragen in die Zukunft. Wir stapfen südöstlich auf den Wald zu, die Dämmerung bricht ein, wir glauben Schüsse zu hören, uns begegnen Leute, die angeblich Einzelheiten wissen von diesem und jenem und vom Zug zur Feldherrnhalle. Ludendorff soll tot sein, auch vom Führer behauptet man es. Wir sind mißtrauisch gegen Meldungen und diese Menschen. Was tun sie da heraußen? Endlich stehen wir vor dem Haus des völkischen Verlegers J. F. Lehmann, der Günthers Rassenkunde verlegt hatte. Wir warten, der Häuptling geht hinein und kommt wieder. Rudolf Heß ist drinnen mit bayerischen Ministern, die er verhaftet hatte. Er schmiedet Pläne und braucht Geld. Wir werfen zusammen, alles, was wir haben; es wird ihm gebracht. Glück auf! Rudolf Heß. — Wir streichen ab, tiefer in den Wald. Es heißt, wir würden von Truppen oder Polizei verfolgt. In der Tat rattern schwere Wagen auf der Straße, wir wissen nicht, wem sie gehören, werden aber nervös und stolpern durch die Stämme, fallen, stehen wieder auf, oder werfen uns zur Deckung auf den feuchten, matschigen Boden, wenn ein Scheinwerfer aufblitzt, und geben acht, daß wir nichts verlieren, weder Gewehre noch Patronen. Wir frieren traurig, erkältet und aufgewühlt, erhitzt zugleich auf diesem verzweifelten Marsch einer versprengten Mannschaft. Endlich halten wir, wo uns der Forst am günstigsten erscheint, graben mühsam Löcher in den Boden mit den Händen und Kolben und legen hinein, was der Feind im Lande nicht mehr sehen darf: Gewehr, Munition, Stahlhelm, auch Koppeln und Brotbeutel. Wir machen uns künstlich wieder zu Zivilisten, soweit das geht, die Armbinde aber stecken wir ein. Dann trotten wir zurück. Zerstreuen uns und wissen doch, daß wir uns wieder treffen werden. In einzelnen Gruppen suchen wir die Stadt. An der Ausfallstraße warten Marxisten, die uns abfangen wollen. Sie stellen sich gegen uns auf. Durch ihre Reihen oder neben ihnen brechen wir durch. Eine Straßenbahn klingelt zur

Abfahrt. Schnell aufgestiegen und fort mit ihr. Aber ich habe kein Fahrgeld. Soll ich nach Hause in meine Bude? Sollen sie mich dort fassen! Spät nachts komme ich an, tauche den Kopf ins kalte Wasser, zerschlage den Krug und kann nicht schlafen.

Der Winter bis zum großen Prozeß verlief aufgeregt und gehetzt. Die Partei, die SA. war verboten. Unsere Mitgliederlisten der Parteigenossen waren beschlagnahmt. Also drohte Verfolgung und wir mußten sorgen, wieder zu Geld und Brot zu kommen. Eine Bäckerfamilie, alte Gesinnungsgenossen, half aus. Wir kamen als Werkstudenten wieder langsam zu Verdienst. Unsere Kameradschaft zerriß nicht, so nervös wir auch waren. Wir versammelten uns wieder unter hundert Decknamen. Wir wollten die toten Kameraden zu Grabe geleiten, aber die Beerdigung verzögerte sich, wir trafen uns an Friedhöfen und mußten erfahren, daß Ort oder Stunde falsch genannt waren. Die Polizei, die Regierung, deren Gebäude in der Maximilianstraße durch Unmengen von Stacheldraht geschützt war, fürchtete Kundgebungen. Vor der Feldherrnhalle mußte berittene Polizei mit Lanzen und Gummiknüppeln wochenlang das empörte und nationale Lieder singende Volk auseinandertreiben. Die Universität wurde einige Zeit geschlossen. Sobald sie geöffnet war, gab es Schlägereien. Wir besuchten die Hochschulen — aber studieren konnten wir nicht. Wir lasen in den Zeitungen, in denen Schwarz und Rot brüderlich vereint uns besudelten und bespien. Rudolf Heß, der Offizier war, wurde steckbrieflich gesucht und wohl besonders lange beschimpft. Wir liefen in den Gängen der Universität und politisierten mit Gegnern und Freunden. Der Streit wütete im Volke weiter und zerschnitt Freundschaften und Familien.

Im Gang des ersten Stockes der Universität hatte ich eine seltsame Begegnung. Rudolf Heß kam da gegangen, auf mich zu; vielleicht erkannte er mich von der SA. oder von unseren Gesprächen hier im Hause her, denn wir hatten beide Erfolge bei den Preisausschreiben eines Auslandsdeutschen aus San Feliu de Gnichols (Spanien) und unsere Hörsäle lagen im selben Stock. Jedenfalls redete ich ihn an. Er freute sich, einen Kameraden zu treffen. Aber er war gedrückt. Die dauernde Verfolgung wurde ihm lästig. Er ging dann zur Polizei, ich durfte ihn aber dorthin nicht begleiten.

Rudolf Heß handelte aus derselben Einzelverantwortung heraus wie der Führer, der im großen Prozeß vor dem Gericht in der Blutenburgstraße allein die Verantwortung auf sich nahm. Wir wurden durch die mannhaften Worte wieder emporgehoben.

Der Angeklagte, dessen Bewegung verboten war, wurde Richter und Prophet: „Die Armee, die wir herangebildet haben, wächst von Stunde zu Stunde. Gerade in diesen Tagen habe ich die stolze Hoffnung, daß einmal die Stunde kommt, daß diese wilden Scharen zu Divisionen werden, daß die alten Fahnen wieder voranflattern. Denn nicht Sie sprechen das Urteil, das Urteil spricht das ewige Gericht der Geschichte."

1925 wurde Werner Dölle ermordet

Es war am 9. August 1925. Ein heißer Sommertag war es. Das schwarzrotgelbe Berlin war angetreten, um die von dem Juden Preuß gemachte Verfassung zu feiern. Rote Fahnen flatterten über die zur Feier marschierenden Kolonnen, zeugend davon, daß diese Feier in Wirklichkeit eine Siegesfeier des Bolschewismus war.

Treptow war das Ziel der vielen Verführten, die ihre Gummiknüppelverfassung nicht einmal dem Wortlaut nach kannten — die eben mittrotteten, weil es einesteils Mode war, einesteils bequem, sich weiter nicht um Politik zu kümmern, eben alles nur mitmachen wie es kommt — und im übrigen sich gern vom Juden was vormachen ließen — weil die Juden ja „auch Menschen sind".

In Treptow, da marschierten sie auf!

Doch im entgegengesetzten Berlin, da lümmelten sich in den Bars und Cafés die Nutznießer dieser Judenverfassung. Am Kurfürstendamm, auf dem Tauentzien, da schlichen sie plattbeinig dahin, nach blondem Freiwild auslugend — um es zu schänden.

Der ewige Spießer aber ging seinen Weg, nicht der plattbeinigen Horde achtend, nicht sehend ihre Anmaßung, ihr geiles Tun — und ihren an diesem Tage noch größer zur Schau getragenen Triumph.

Wir graben Löcher in den Boden und legen hinein, was der Feind im Land nicht mehr sehen darf.

Ja, gesiegt hatten sie! — Herren waren sie in Deutschland — das Volk fronte für sie — und dieses Volkes Verfassung hatte ein Jude gemacht.

Ja, sie waren die Herren!

Deutschland war nun ihr Deutschland! „Sie waren die Herren, die andern die Knechte — sie der Kern, das deutsche Volk die Schale", wie es in ihrem Talmud, der Verfassung des Judenvolkes, geschrieben steht.

Triumph Alljuda — Triumph!

So stand es geschrieben in den Augen dieser „asiatischen Horde auf märkischem Sand", und der Spießer feierte die Verfassung und freute sich ihrer —

Durch Deutschland aber schlich das Elend — die Not! —

Juda aber feierte.

Aus den Tauentzienbars quoll Niggermusik, Gekreisch — Lachen und Gläserklingen — hier verpraßten sie die ergaunerten Hungergroschen des Volkes — da plötzlich tönt Gesang auf. Herb, männlich. Marschtritte hallen, lauter wird das Lied. —

Verdattert, wie aus einem Schlaf erwachend, schaut der Spießer auf. Höhnisch lächeln Judenfratzen —

„Hitler treu ergeben, treu bis in den Tod!..." schallen die Worte des Liedes.

Hart ist die Melodie. Hart und ernst aber auch die Gesichter dieser Männer und Jünglinge, die sie singen. Straff ist ihre Haltung.

Weiter tönt das Lied, hallt der Marschtritt über die Straße, das widerliche Feiergetue und Gelärm übertönend.

Da gellen Hohnrufe auf. Pfiffe — Schreie. Von überallher kommend. Drohungen werden ausgestoßen. — Blaß sind die Spießer geworden. Die marschierenden Männer aber, in ihren grauen Windjacken, die grauen Mützen auf dem Kopf, lassen sich nicht beirren. Trutziger noch klingt ihr Lied und so marschieren sie weiter, dem Kurfürstendamm zu.

Ein bitterer Tropfen war es dem Juden in der süßen Feierstimmung. Nur dieses nicht: denkt er. Das wäre ja das Ende — aber schnell hat ihr Größenwahn wieder Beruhigung gefunden. Sie haben ja die Mädchen dieser Blondlinge — da wollen sie lustig sein, und trotz dieser paar Kerle, die ja doch nur singen,

im übrigen aber sehr lächerlich sind, ihre Verfassung auf ihre Art feiern.

Die kleine graue Kolonne ist weitermarschiert, den Kurfürstendamm entlang — und es war, als wenn die Juden eine lautere und nun aber gezwungene Lustigkeit zur Schau trugen, wo sie vorbeimarschiert — ob es die Angst war, das schlechte Gewissen?

In eine kleine Querstraße biegen sie ein.

Eine Stimme tönt: „Das Ganze halt! — Kameraden, wir haben gezeigt, daß es noch Deutsche in Berlin gibt. Wenige sind es noch. — Aber einst, das ist unser Glaube, werden für jeden von uns tausend marschieren! — Weggetreten!"

So löst sich der graue Zug auf. Kurz und herzlich nehmen die Männer Abschied voneinander und gehen in kleinen Trupps in verschiedenen Richtungen ab.

Da, vor dem jüdischen Kino „Alhambra" ist plötzlich ein Auflauf. Einige solche Graujacken sind von Novemberdeutschen ange. pöbelt worden. Jetzt kann man es ja wagen. Es sind ja nur noch wenige

Auf einmal hallt ein Knall. — Was war das — ein Schuß? —

Etwas entfernt von dem Menschenauflauf versucht ein Mann eilends einen Revolver zu verbergen. Aber er ist schon gesehen worden — das also war der feige Schütze.

Er soll zur Rede gestellt werden.

Langsam, als wenn nichts geschehen, geht der Schütze weiter. Da hört er Schritte hinter sich — blickt sich jäh um, sieht die Männer, die Rechenschaft von ihm fordern wollen, warum er geschossen hat.

Schnell reißt er wieder die Pistole hoch, springt auf ein Auto und zwingt den Wagenführer zur Flucht.

Doch der läßt sich nicht beirren und steuert den Wagen an die Bordschwelle. Das Publikum ist entrüstet — Männer heben ihre Stöcke, um den frechen Wicht zu strafen — —

Da fährt der Wagen im schnellen Tempo an — saust davon — hohnlächelnd steht der Schütze auf dem Trittbrett. Jetzt hebt er wieder die Waffe hoch, die er noch immer in der Hand hält — ein Schuß blitzt auf — — — er hat in die Menge geschossen, ohne bedrängt zu sein.

Langsam sinkt einer der jungen Graujacken zusammen — rot

färbt sich das Pflaster des Kurfürstendammes — gut hat der Mörder getroffen!

Alle wissen es, ein Jude war dieser Mann.

Werner Dölle, der junge Nationalsozialist, sein Opfer. —

Im Kampf um Berlin war das erste Blut geflossen. Und ein Jude war es, der diesen Meuchelmord begangen — der für alle Zukunft den Weg gewiesen, wie die Männer, die für ein neues Deutschland kämpfen, bekämpft werden müssen. Der Meuchelmord war die Waffe des Unstaates!

Und gut nutzten seine Kreaturen sie.

Von Werner Dölle über Horst Wessel bis Hans Maikowsky ist der blutige Heldenweg der Berliner SA. gezeichnet. Jeder Mann ein Held — jeder Name ein Markstein auf dem Siegeszug der Freiheitsbewegung Adolf Hitlers.

Und nun, nach zehn Jahren — eine kurze Zeit nur, und ach, wie lang war sie — ist Wahrheit geworden, wofür auch er, der erste Märtyrer der Berliner Bewegung, sein Leben gelassen.

So senken sich auch über seinem Grabe die Fahnen in treuem Gedenken.

Auch er hat gesiegt!

Der Führer in Heilbronn ...

21 Jahre bin ich alt, als ich mich entschließe, der NSDAP. und der SA. beizutreten. Das ist im Jahre 1925 in Eßlingen a. N. Klein ist unsere Schar. Acht bis zehn Mann stark treten wir sonntags früh zum Ausmarsch an. Jeder einen Brotbeutel voll Flugblätter bei sich, so ziehen wir aus, um neue Volksgenossen für die Idee Adolf Hitlers zu gewinnen. Eines Tages teilt uns der Sturmführer beim Appell mit, daß unser Führer am kommenden Samstag in Heilbronn a. N., der württembergischen Hochburg des Judentums, zum erstenmal spricht. Sturm 20 Eßlingen fährt hin. Großer Jubel darüber in unserem Sturm, der inzwischen auf etwa 45 Mann angewachsen ist. Am Samstag heim von der Arbeit und ins Braunhemd geschlüpft. Um 1 Uhr steht der Sturm zum Abmarsch bereit. Ein kurzer Befehl. Mit einem Kampflied auf den Lippen geht's zum Bahnhof, zur Fahrt nach Stuttgart. Dort warten schon die

Stuttgarter SA.-Kameraden. Gemeinsam steigen wir auf einen großen Lastwagen und los geht's. Eng wie Heringe stehen wir auf dem Wagen. Stolz bläht sich unsere Sturmfahne im Winde. Der Wagen führt uns an Weinbergen vorbei, durch malerische Städtchen, immer näher unserem Ziele zu. Kurz vor Heilbronn kommt uns ein Motorradfahrer entgegen, hält und gibt Haltezeichen. Auf die Frage des Sturmführers, was los sei, teilt er uns mit, daß in Heilbronn Reichsbanner und Rotfront in großen Massen zusammengezogen ist. Zahlreiche Überfälle auf SA.-Männer sind heute schon verübt worden und mehrere Kameraden liegen schon im Krankenhaus. Zum Schluß gibt er uns den wohlgemeinten Rat, wieder umzukehren, denn er glaubt, daß wir nicht lebendig bis zum Versammlungslokal gelangen werden. — Der Sturmführer läßt antreten, schweigend betrachtet er uns eine Weile, einen nach dem andern musternd. Hat einer Angst von euch? Keiner ist dabei, der mit ja antwortet. Was nun, ohne Waffen stehen wir da.

Zum Glück ist in der Nähe ein Eichenwäldchen, wo wir uns kleine Prügel abschneiden können. Sturmriemen 'runter, aufgesessen, lautet nun das Kommando, und mit Vollgas fahren wir dem Ziele zu. Kaum sind wir in der Stadt angelangt, als der Tanz auch schon beginnt. Mitten durch eine Masse grölender Menschen fahren wir. „Arbeitermörder!", „Bluthunde!", „Hitlerbanditen!", „Kapitalistenknechte!" und „Hitler verrecke!" tönt es uns entgegen. Dazwischen kommen Steine geflogen, die wegen der schnellen Fahrt des Wagens meist ihr Ziel verfehlen. Endlich sind wir an der „Harmonie", dem größten Saal Heilbronns, angelangt. Hier dasselbe Bild, der ganze Platz schwarz voll Menschen, die, von ihren Führern aufgehetzt, sich auf die verhaßten Nazis stürzen. Eine Abteilung Schupo marschiert gerade an. Auch sie wird angegriffen, wobei Gummiknüppel, Schlagringe, Spazierstöcke und Ziegelsteine die Hauptwaffen sind. Wie sind wir dem unbekannten Motorradfahrer dankbar, denn nun tun uns die kleinen Eichenprügel gute Dienste. Gemeinsam mit den Schupoleuten gelingt es uns, den Mob in die Seitenstraßen zurückzudrängen. Als jedoch einige Schüsse fallen, müssen wir uns im Laufschritt in den Saal zurückziehen. Sturm auf Sturm rückt allmählich ein. Überall sind Verwundete dabei. Keiner kann mehr den Bau verlassen. Schupo, die inzwischen Ver-

stärkung erhalten hat, riegelt den Platz ab. Wir sitzen wie Gefangene in der Falle. Die Versammlungsbesucher, darunter viele von weit hergeeilte Parteigenossen, die noch nie den Führer gesehen haben, strömen herbei. Fast niemand gelangt unbelästigt ins Lokal. Auf der Neckarbrücke haben Rote einen Parteigenossen in Zivil für Hitler gehalten und wollen ihn in den Fluß werfen. Verzweifelt klammert er sich an das Brückengeländer. Ein Auto voll SA.-Männer aus der Rheinpfalz kommt heran.

Mit Todesmut holen sie den bedrängten Parteigenossen aus der vertierten Menge heraus und bringen ihn auf ihr Auto. Einige Verwundete haben sie für diese Heldentat erhalten.

Endlich kommt der Führer. Eine Woge der Begeisterung wallt empor. 1800 Herzen schlagen ihm entgegen. Tiefergriffen überschaut er das Bild, das sich ihm bietet. Verletzte liegen und sitzen umher, mit glänzenden Augen blicken sie zu ihm auf. Wir stehen auf dem Podium, mitten unter uns der Führer. Jedem reicht er die Hand, schaut ihm tief in die Augen, und nun steigt Dietrich Eckarts „Sturm, Sturm, Sturm, läuten die Glocken von Turm zu Turm" empor.

Der Führer spricht. Wie Hammerschläge fallen seine Worte. Tiefe Stille im Saal, und ab und zu entringt sich ein Stöhnen der Brust eines verwundeten SA.-Kameraden. Einer liegt auf einer Bahre. Die Freiwillige Sanitätskolonne wollte ihn ins Krankenhaus bringen, doch dort wird niemand mehr aufgenommen, alles ist schon überfüllt. Still, mit bleichen Wangen, liegt er da. Hat das sein müssen? fragen wir uns. Können die Führer der Kommune und des Reichsbanners das verantworten? Warum hetzen sie ihre Meute auf uns? Rache, und nochmals Rache schwören wir diesen Hetzern in dieser Stunde. Einmal kommt der Tag.

Der Führer hat seine flammende Rede beendet, nicht enden will der Jubel, als er, uns nochmals in die Augen blickend, den Saal verläßt. Wie er aus diesem Hexenkessel, einem solchen glich die Stadt, herauskam, das wissen wir heute noch nicht. Kein uniformierter SA.-Mann darf die Umzäunung verlassen. Auf dem Boden liegen die Kameraden und versuchen zu schlafen. Die Luft ist zum Schneiden. Schweißgeruch, Lederzeug-, Karbolgeruch, Zigarettengeruch, eine unbeschreibliche Mischung. Mit noch einigen Kame-

Mitten durch eine Masse grölender Menschen fahren wir

raden patrouilliere ich innerhalb des Zaunes um das Gebäude herum. Horch, ein Schuß ist gefallen! Vielleicht liegt einer unserer Kameraden irgendwo schwerverwundet auf dem Pflaster. Und das nur, weil er ein Nazi ist, weil er an sein Vaterland und an den Wiederaufstieg desselben glaubt. Bis 12 Uhr mittags sind wir so eingeschlossen. Die Schupo ist nun so verstärkt, daß sie unseren Abmarsch decken kann. Voraus die Frankfurter SA. auf einem großen dreiachsigen Wagen. Dann noch ein paar Autos, jetzt SA. zu Fuß, dann wir mit unserem Wagen. An der Spitze, am Schluß und an den Seiten Schupo, so geht es zum Bahnhof durch brüllende, geifernde Menschenmassen hindurch. Glücklich erreichen unsere Kameraden ihren Zug, und auch wir gelangen ohne nennenswerte Zwischenfälle aus der Stadt. Mit gemischten Gefühlen schauen wir nochmals auf die Stadt zurück, während uns der Wagen der Heimat entgegenbringt.

... und in Gera

Über ein halbes Jahr war vergangen, seitdem der Führer im Februar 1925 die Neugründung der Nationalsozialistischen Deutschen Arbeiterpartei in einer gewaltigen Kundgebung im Bürgerbräukeller in München verkündet hatte. Aus dem Durcheinander der völkischen Organisationen und Verbände des Jahres 1924 entstand stolzer denn je die Partei Adolf Hitlers.

In Mitteldeutschland machten sich noch die Anhänger der Wulle, Graefe und Konsorten breit, die der „süddeutschen Richtung" im Herzen Deutschlands jede Existenzberechtigung absprechen wollten. Uns mitteldeutsche Nationalsozialisten traf das Redeverbot, das die meisten Länder über den Führer verhängt hatten, besonders hart. Die Organisation steckte zum Teil noch in den Kinderschuhen, größere Ortsgruppen bestanden überhaupt nicht, Redner kamen nur spärlich, und unser Führer war weit weg und durfte nicht einmal zu uns kommen.

Wir waren in meiner Heimatstadt Zeitz, einer marxistischen Hochburg ersten Ranges, ein Häuflein von 20 bis 25 SA.-Männern. Einige von uns hatten in Oberschlesien, im Baltikum und im Ruhrgebiet gekämpft, andere drückten noch die Schulbank, standen aber doch schon seit zwei Jahren in den Reihen Adolf Hitlers, die dritten

kamen enttäuscht und verbittert aus dem nationalen Lager zu dem Mann, der ihre letzte Hoffnung war.

Unser Nachbarland Thüringen war eines der wenigen Länder, die Adolf Hitler noch das Reden gestatteten. War es ein Wunder, daß wir uns alle vor Freude nicht fassen konnten, als wir hörten, daß der Führer im benachbarten Gera sprechen würde. In größter Hast wurden alle Vorbereitungen getroffen. Wir mieteten einen Lastwagen, der uns an einem bitterkalten Novembertag nach Gera brachte. Nur mit Mühe hatten die meisten von uns das Fahrgeld aufgetrieben, nur mit Mühe brachte die Gesamtheit der Kameraden die Summe zusammen, die wir dem Fahrer vor der Abfahrt aufzählen mußten. Mit wehenden Fahnen, eingepackt wie Nordpolfahrer, fuhren wir über verwehte Landstraßen. Trotzdem wir, Sitzplätze gab es natürlich nicht, eingekeilt wie die Heringe, dem Schneesturm und der Kälte ausgeliefert waren, blieben wir bei guter Laune und harrten der Dinge, die da kommen sollten.

Es war uns bekannt, daß die KPD. alle verfügbaren Kräfte aus ganz Ostthüringen zusammengezogen hatte, um dem Spuk, wie es immer so schön hieß, ein Ende zu machen; aber was störte uns das, wir waren immer mit unseren Gegnern fertig geworden, und diesmal, wo es zu unserem Führer ging, war uns alles andere überhaupt gleichgültig. Es war ein festlicher Empfang, den man uns bot. Das Versammlungslokal war umlagert von Tausenden von aufgehetzten Marxisten, die sich geschworen hatten, endlich mit den Nazis und ihrem Häuptling Schluß zu machen. Weit und breit war keine Polizei zu sehen, als sich die aufgeputschte Menge auf unseren Wagen stürzte. „Bluthunde", „Mörder", „Banditen" waren noch die zahmsten Ausdrücke, mit denen man uns bedachte. Steine, Bierflaschen und Knüppel flogen auf den Wagen, Schüsse krachten, die Massen tobten und johlten, die Hölle war los.

Nur die Geistesgegenwart des Fahrers, der mit Höchstgeschwindigkeit den Wagen durch die Menge brachte, rettete uns. Liebevoll nahm uns nun die Polizei in Empfang, die, weit weg von der aufgeputschten Masse, ihres Amtes waltete, d. h. uns nach Hieb-, Stich- und Schußwaffen durchsuchte. Leider war die Kontrolle umsonst. Die Geraer marxistische Polizei war viel zu bequem, um mit uns fertig zu werden. Voller Neugierde betrachteten die Hüter der

Ordnung unsere Stahlhelme, die an diesem Abend manchem von uns unschätzbare Dienste geleistet hatten. Als wir ihnen dann aber unsere durch Steinwürfe verletzten Kameraden vorführten, schwiegen sie betreten und hatten für uns plötzlich keinerlei Interesse mehr.

Oben stand im überfüllten, von Rauch und Dunst geschwängerten Saal Adolf Hitler und sprach zu seinen Kameraden und zu den Bürgern und Arbeitern Geras, die kein Terror und keine Drohung abgeschreckt hatte.

Wie gebannt lauschten wir der Stimme des Führers. Als Fahnenträger durfte ich in seiner allernächsten Nähe stehen, konnte ihm jedes Wort vom Munde ablesen, sah jede seiner Gesten, sah das Feuer in seinen Augen und konnte die Regungen seiner Züge in mich aufnehmen. Zum ersten Male ahnte ich die ganze Größe dieses Mannes, zum ersten Male fühlte ich die ganze Stärke seiner Persönlichkeit.

So wie ich fühlte auch jeder meiner Kameraden. Wir konnten uns vor Glück und Freude nicht fassen; es war Wirklichkeit geworden, wenige Schritte von uns stand der Mann, den wir aus unzähligen Berichten und Erzählungen kannten, dem wir uns mit der ganzen Glut unserer jungen Herzen verschrieben hatten, den wir heute zum ersten Male sahen und der uns doch so vertraut erschien; der das aussprach, was wir fühlten, der das predigte, was uns seit langem bewegte. Er sprach zu uns von dem Leidensweg des deutschen Volkes, sprach davon, wie tief wir geknechtet und wie weit und beschwerlich der Weg zur Freiheit sei. Er zeichnete das Bild des einfachen Kämpfers der Bewegung, der trotz Not und Leid unbeirrt an die Zukunft glaube, sprach von den schweren Kämpfen und Opfern, die noch bevorstünden, sprach aber auch von dem heiligen Eifer, der uns alle beseele, und gab in seinem und im Namen aller seiner Kameraden das Gelöbnis ab, nicht zu ruhen, bis das Unrecht gesühnt und Deutschland wieder frei und stark sei.

Unbeschreiblich waren die Minuten, die nun folgten, unbeschreiblich auch meine Gedanken und meine Gefühle, als wir wieder heimwärts fuhren. Nur noch einmal, wenige Monate später, durfte ich dem Führer so nahe sein, als ich bei einer seiner Versammlungen, von Kommunisten niedergeschlagen, ihm gegenüberstand.

Zehn Jahre sind seitdem vergangen, doch diese Augenblicke sind die wertvollsten meines Lebens geblieben; sie heben alles Schwere und Bittere der späteren Jahre auf. Mit stolzer Genugtuung denke ich oft an diese Tage zurück, da wir kleinen und unbekannten SA.-Männer dem Führer die Treue hielten, zu einer Zeit, wo ihn alle bespien und beschimpften.

Eine rote Hochburg im Westen

Ungeheuerliches hatte das Ruhrvolk während der Ruhrbesetzung in der Zeit vom 11. Januar 1923 bis zum 19. Juli 1925 unter der Gewaltherrschaft der fremden Soldaten gelitten und wir Gelsenkirchener hatten häufig genug das Reitpeitschenregiment der brutalen französischen Alpenjäger am eigenen Leibe zu spüren bekommen. Bis dann endlich das Ruhrabenteuer Poincarés mit dem Abmarsch der französisch-belgischen Besatzungstruppen zum heißersehnten Ende gekommen war. Land und Volk an der Ruhr waren wieder frei. Die fremdrassigen Eindringlinge waren wieder abgezogen — nicht aber die Menschen deutschen Blutes und deutscher Sprache, die sich im Reichsbanner und Roten Frontkämpferbund zu jüdisch-marxistischen und bolschewistischen Anhängern entwickelt hatten und nach dem Abmarsch der Besatzungstruppen einen unglaublichen und unerträglichen Terror auf die andersgesinnten und nationalen Volksteile ausübten. Die Straßen gehörten mehr denn je und unbestritten den Mitgliedern der beiden Organisationen. Namentlich die roten Hundertschaften des Roten Frontkämpferbundes taten sich in Grausamkeit besonders hervor. Wo sich ein Hakenkreuzler — damalige Bezeichnung für Nationalsozialisten — sehen ließ, da setzte es gleich blutige Hiebe ab. Pistolen, Messer, Totschläger und Stahlruten waren die beliebtesten Waffen der Rotfrontkämpfer und Reichsbananen.

Am 2. August 1925 hatte der Rote Frontkämpferbund einige Hundertschaften in Gelsenkirchen aufmarschieren lassen. Rotfront prunkte im Bewußtsein einer zahlenmäßigen Macht. Daß die verhaßten Hakenkreuzler aber auch noch anwesend waren, das sahen die Roten an den überall angeklebten Aufklärungs- und Propa-

gandazettelchen, die damals infolge Geldmangels noch keine Plakate sein konnten. August de Bruyn und Fritz Neuhaus — letzterer kam schon häufiger am Mikrophon des Reichssenders Köln zur Sprache — zeichneten für diese wutentfachende Propaganda „namenlos" verantwortlich. Die Volksgenossen, die an diesem 2. August 1925 ein Hakenkreuz, einen Totenkopf des Wehrwolfs oder auch nur ein schwarzweißrotes Bändchen im Knopfloch trugen, lernten die Raufluft und Mordgier der Roten und Schwarzrotgelben recht fühlbar kennen. Die Folgen dieses blutigen Terrors blieben nicht aus.

Das Reichsbanner hielt am 8. und 9. August einen Gautag in Gelsenkirchen ab, den man mit einem Köderschild als „Westfalentag" bezeichnet hatte. Wenn die erwarteten Massen an diesem „Westfalentag" nicht teilnahmen, so konnten die Veranstalter das ihrem Straßenterror zuschreiben, den sie gemeinsam mit Rotfront aufgerichtet hatten. Als ministerielle Zugkanone war Karlchen Severing höchstpersönlich erschienen. Unter dem Jubel der schwarzrotgelben Judensöldlinge erklärte er: „Nicht eher kann ich mich mit der Auflösung des Reichsbanners einverstanden erklären, ehe ich nicht an der Bahre der Nationalsozialisten, des Wehrwolfs und Stahlhelms gestanden habe!"

Wir hatten genug gehört und auch sehr deutlich verstanden. Und da wir im Angriff die beste Verteidigung erblickten, wurde der große Gegenschlag noch in der gleichen Nacht beschlossen. Deutlich erkannten wir auf der anderen Seite die staatlich sanktionierten roten und schwarzrotgelben Massen. Zwischen ihnen und uns stand die Mehrheit der Bevölkerung, die während der Besatzungszeit fast jeden Sinn für die Parteipolitik verloren hatte, aber im Begriffe stand, sich nun parteipolitisch zu orientieren. Daß es bei den Hakenkreuzlern nichts zu erhoffen und zu erben gab, das hatte Severing ja deutlich genug gesagt.

Unsere Aufgabe war es nun, dafür zu sorgen, daß diese suchende Mehrheit sich nicht nach links orientieren konnte. Zwischen ihr und den Roten mußten wir eine gemeinsame Front aufrichten und durch ein uneinnehmbar scheinendes Bollwerk imponieren. Noch in der Nacht zum 2. Westfalentag trafen sich im hinteren Sälchen des Verkehrslokals Kitzhöver der NSDAP. die Vertreter der

Partei. In dieser nächtlichen Zusammenkunft wurde nicht lange verhandelt, sondern schnellstens gehandelt. Die Führer waren sich einig, die für den 23. August 1925 festgesetzte Bannerweihe des Wehrwolfs Gelsenkirchen in der Form eines ersten „Deutschen Tages" im Westen des Reiches als machtvolle Kundgebung der deutschgesinnten Bevölkerung in der westdeutschen roten Hochburg Gelsenkirchen steigen zu lassen. Die Rollen wurden sogleich verteilt.

Inzwischen waren die ersten Fehlschläge zu verzeichnen gewesen. Für die Freigabe der Ausstellungsrundhalle hatte die Stadtverwaltung eine solche Kaution verlangt, daß wir schnellstens verzichteten und erklärten, uns mit der Ausstellungslängshalle begnügen zu wollen. Daß wir aber am 23. August die Rundhalle benutzen würden, das war bei uns eine abgemachte Sache. Die Politische Polizei hatten wir auch recht schnell zufriedengestellt; denn ihr hatten wir nur eine Teilnehmerzahl von höchstens 300 Mann angemeldet. Die Kriegervereine hatten nämlich auch ihre Teilnahme zugesagt und so waren wir obenauf. In der Wohnung eines Parteigenossen saßen die Frauen und nähten Tag und Nacht die Fahnentücher zusammen, mit denen wir die Straßen Gelsenkirchens schmücken wollten; denn daß die jüdischen Geschäftsleute an der Hauptverkehrs- und Geschäftsstraße nicht flaggen würden, das wußten wir genau.

Dann brach der Vorabend des „Deutschen Tages" 1925 an. Wir waren alle in einer fieberhaften Spannung und todmüde vom Laufen und Arbeiten. In der Ausstellungslängshalle waren Nationalsozialisten und Wehrwölfe in treuer Kameradschaft, die noch aus der Besatzungszeit bestand, eifrig bei der ungewohnten Dekorationsarbeit. Abends gegen 11 Uhr wurde die Meldung überbracht, daß eine Hundertschaft Rotfrontler angerückt käme. Draußen lungerten die Roten schon den ganzen Abend vor der Ausstellungshalle hin und her, in der sich höchstens 20 Mann befanden. „Polizei anrufen?" hatte einer gefragt. Doch da rief es zurück: „Wir sind selbst Polizei, wenn's an unser durchwachsenes Fleisch geht!" Nun mußte eine alte Kriegslist herhalten. Befehlsgemäß mußten die 20 Kameraden in der Längshalle ein richtiges und anhaltendes Indianergeheul anstimmen und aus

Leibeskräften den größten Krach schlagen. Einen solchen Heidenspektakel konnten nur mindestens 100 Mann veranstalten, und das genügte den roten Helden, still und tatenlos abzuziehen. Die Lacher waren diesmal auf unserer Seite.

Punkt 12 Uhr nachts wurde am Maste vor der Ausstellungshalle die schwarzweißrote Fahne gehißt — die erste schwarzweißrote Fahne nach dem unglückseligen Kriegsausgang in der roten Hochburg Gelsenkirchen. Unsere Hurra- und Heilrufe stürmten in die Nacht hinaus, und begeistert sangen wir die Trutzstrophe des Deutschlandliedes und das damalige Kampflied der Gelsenkirchener NSDAP.: „Hakenkreuz am Stahlhelm — schwarzweißrotes Band ..." Und dann ging es an die Ausschmükkung der Innenstadt. Die von unseren Frauen zusammengenähten Fahnentücher mußten links und rechts der Hochspannung der Straßenbahn an den Haltedrähten befestigt werden. Die Stadtverwaltung hatte uns die leihweise Überlassung einer fahrbaren Feuerwehrleiter abgeschlagen. Nun war's ja stockdunkel und dazu auch noch eine regnerische Nacht. Wir behalfen uns nach Soldatenart und „borgten" uns die fahrbare Leiter des städtischen Gaswerks eine Weile aus. Hinterher wurde diese „Borgerei" wohl amtlich untersucht, doch die Täter waren nicht zu ermitteln gewesen, die wegen schweren Diebstahls eifrig gesucht wurden. Der Zweck war erreicht, und unsere Fahnen flatterten gar bald an den Haltedrähten in der Hauptverkehrsstraße.

Am anderen Morgen wurde die Fahne der NSDAP. feierlichst vom Bahnhof Gelsenkirchen-Bismarck abgeholt. Der Spielmannszug der NSDAP. trat zum ersten Male öffentlich auf, und als die bislang im unbesetzten Gebiet aufbewahrte Fahne entrollt wurde, da grüßte ein Schupohauptmann zu Pferde in echt soldatischer Weise unsere Sturmfahne, die noch am gleichen Tage zur Blutfahne werden sollte. Am Vormittag marschierten Wehrwolf und Nationalsozialisten in kleinen Abordnungen zur Ehrung der Kriegsgefallenen zum Ehrenfriedhof hinaus und legten dort Kränze nieder.

Nachmittags wurde auf dem Alten Markt zum Festzug angetreten. Die Politische Polizei war vom Schlag gerührt, als sie die 7000 Festzugsteilnehmer aufmarschieren sah. Jetzt erst wurde

der „Deutsche Tag" offiziell so benannt. Die Straßen waren reichlich beflaggt, und Tausende und aber Tausende standen auf den Bürgersteigen und jubelten unter Hurra- und Heilrufen den Festzugsteilnehmern zu. Die Jugendgruppe war in Rotthausen überfallen und blutig geschlagen worden. Auch jetzt brüllten an verschiedenen Ecken die Rotfrontler und Bananen wutentbrannt auf. Doch wir marschierten, wir sangen unsere Kampf- und Trutzlieder und waren froh des ersten Schrittes, den wir in die deutsche Zukunft tun konnten.

In der Bahnhofstraße wurde zunächst der Wehrwolf von Rotfront und Reichsbanner überfallen. Auf beiden Seiten gab es Verletzte und Schwerverletzte; denn die Wölfe hatten auch Erfahrungen im Kleinkrieg gegen den Schangel sammeln können und gingen einer Keilerei nicht aus dem Wege. Wenige Minuten später versuchte eine größere Menge von Rotfront und Reichsbanner, die NSDAP., die mitten im Zuge marschierte, von den Seitenstraßen aus zusammenzuschlagen. Sie kamen aber an die unrichtige Adresse; denn die Angreifer erhielten eine Abfuhr aufgebrummt, wie es sich für Raufbolde geziemt. Der Fahnenträger hatte mit unserer Fahne um sich gehauen und manchen der Angreifer von den Beinen auf den Hosenboden gebracht. Unser Tambourmajor hatte seinen unteren Stockknopf aus seiner schönen Rundung gebracht und vieleckig getrieben. Die Abfuhr, die Rotfront und Reichsbanner hier bezogen, war recht blutig gewesen, aber auch sehr wirksam. Die NSDAP. beklagte sieben Schwerverletzte und die doppelte Anzahl von Leichtverletzten.

Wir hatten die erste Schlacht geschlagen. 7000 Menschen waren in unserem Festzuge mitmarschiert, und Zehntausende hatten uns zugejubelt. Gelsenkirchen, des Westens rote Hochburg, das ehemalige Hauptquartier der Roten Armee, war eine Bresche in der roten Front geworden. Der Tag war ein erstes öffentliches Bekenntnis zum nationalsozialistischen Gedanken im Westen des Reiches. Die NSDAP. konnte an diesem Tage die Aufnahmeerklärungen nicht alle entgegennehmen. Wir hatten gesiegt — die erste Schlacht des Nationalsozialismus im Ruhrgebiet war geschlagen, und wir waren die Sieger ...

Sturm- und Drangjahre waren es, die wir gemeinsam in der Achenbachklause in Spandau erleben durften. Durch die Inflation arm geworden, mein Beruf, die herrliche Lichtbildkunst, durch dasselbe System vernichtet, kaufte ich mit den letzten zusammengekratzten Kröten 1926 ein Wirtshaus. In Spandau als alter völkischer Kämpe bekannt, war es kein Wunder, daß der Frontbann zu mir kam und meine Räume belegte. Vertrauen gegen Vertrauen war damals zwischen Wirt und politischer Organisation besonders notwendig. Für mich war es eine große Freude, Gleichgesinnte in meinem Lokal zu haben. Noch im Jahre 1926 entstand aus dem Frontbann Spandau Sturm 10. Sturm 10 hat bestimmt eine Tradition, denn wo Aufräumungsarbeiten, Schutz und Kampf gegen den roten Terror notwendig waren, ging der Fernsprecher: Alarm! Im Nu waren unsere „Rabauken" bei ihrem Sturmwirt versammelt. Nach einem kurzen Appell des Führers ging es los. In Lichtenberg, Neukölln, Nauen, Lietzow, Henningsdorf, Friedrichshain, Pharussäle (Berlin), Seitz und „Pferdehimmel" (Spandau) wurden viele Hunderte von Versammlungen durch die Fäuste unserer SA. geschützt. Oft mußte aber auch die Sturmlokalwache eingreifen und ihre Fäuste gebrauchen, wenn die Kommune ihre Absichten verwirklichen wollte, und auf ihre Art das Lokal räumen.

Nur ein Fall sei geschildert. Die Sowjethelden umlagerten auf Befehl ihrer Führung eines Samstagmittags das Sturmlokal. Pfeifen und Johlen war das Zeichen zum Sturm. Aber unsere SA.-Wache hatte schon Lunte gerochen. Ein Kommando des damaligen Sturmführers: sechs Stühle zerbrachen, und mit hochgeschwungenen Stuhlbeinen ging es auf die Angreifer los! Der Gegenangriff unserer Kameraden kam den Kommunisten unerwartet. Man hörte etwas klatschen, als die Stuhlbeine mit den Köpfen in Berührung kamen. Auch fielen von der Kommune aus zwei Schüsse, die Gott sei Dank kein Opfer forderten. Husch, husch war das Überfallkommando zur Stelle, betrat das Sturmlokal und wollte — wie es damals üblich war — die Nazis verhaften. Aber man fand nur harmlose Gäste vor. Unter Androhung der Schließung meines Lokals sollte ich über den Vorfall Auskunft

geben, Namen und Wohnung meiner Kameraden nennen. Da wir uns alle nur beim Vornamen kannten, konnte ich nur die „Gestalten" schildern. Endlich gab sich die Polizei zufrieden, und mit den verheißungsvollen Worten: „Alles Weitere wird sich finden", zog sie ab.

So kann weiter in Spandau auch der Brühkeller (Arbeitsamt) von dem Mut und der Selbstaufopferung unseres Sturmes 10 erzählen.

Treffpunkt im Sturmlokal vormittags 10 Uhr für sämtliche Arbeitslose. Unter Führung des Truppführers ging es geschlossen zur „Stempelakademie". In letzter Zeit waren einzelne SA.-Männer beim Gang zum Stempeln niedergeschlagen worden. Überhaupt wurde der Kampf zwischen Kommune und SA. von Tag zu Tag schärfer. Die Polizeiwache, die nicht stark genug ist, wird von den Kommunisten beiseitegeschoben und es kommt zu einer wüsten Schlägerei, die mit vielen Verletzten hüben und drüben ihr Ende fand.

Das war der Auftakt. Die Nazis wurden nunmehr täglich verfolgt, der Haß immer größer, geschürt von der jüdischen Führung der Kommune, bis unser Kamerad Schröder eines Tages durch mehrere Schüsse schwer verletzt ins Krankenhaus eingeliefert wurde.

Hausuchungen waren keine Seltenheit. Wieder einmal erschienen eines Abends zwei „Krimmer" mit Schupo. „Hände hoch", das war der Abendgruß. „Wir haben Befehl, Ihre Räume nach Waffen und Flugschriften zu durchsuchen." Nachdem sämtliche anwesenden Gäste nach Waffen durchsucht waren, ging es ins Vereinszimmer. Besonders ein Sanitätsschrank erregte Aufsehen bei den „Krimmers". Schlüssel war nicht auffindbar, und nachdem bereitwilligst alle Gäste ihren Schlüsselbund zur Verfügung gestellt hatten, mußte trotzdem noch ein herbeigerufener Schlosser seines Amtes walten. Verbandstoffe und ein paar Medikamente waren der Inhalt des Schrankes. Folgende Berufe haben beim Öffnen des Schrankes geholfen, respektive waren zugegen: Ein Obergerichtsvollzieher, ein Schlächtermeister, ein Bäckermeister, ein Geschäftsführer und ein Kaufmann. Nachdem der „Krimmerdienst" zu Ende war, setzten sich die Herrschaften gemeinsam an einen Tisch und huldigten Gambrinus. Auch unsere SA.-Kameraden fanden

sich nach und nach wieder ein. Mit lächelnden Mienen verließen die „Krimmer", in jeder Weise zufriedengestellt, das Sturmlokal.

Da die Not und Verfolgung unserer SA.-Kameraden immer größer wurde, wurde eine SA.-Küche, wenn auch mit bescheidenen Mitteln, in meinem Lokal eingerichtet. Beherzte Kameraden sammelten Lebensmittel und damit konnten wir arbeitslose Kameraden speisen. Es hat sogar einmal Hühnerbraten gegeben.

Ganz besonders war es unser „Fokkerschultze", der alles Notwendige heranschaffte. Wie beim Militär wurden Kartoffelschäler, Abwaschfritzen, Köche abkommandiert, um so unsere Martha und die Ohma in den Küchenarbeiten zu unterstützen. Aber selbst bei der Mittagsspeisung hatten unsere Kameraden nicht immer Ruhe. Kommunisten betraten das Lokal, um den Wirt zu provozieren und Händel anzufangen, nicht ahnend, daß im Speiseraum SA. sich befand, wollten sie ihre Wut an mir auslassen. Sie hatten die Rechnung ohne den Wirt gemacht. Nachdem die Herrschaften die Fäuste der SA. zu fühlen bekommen hatten, fanden sich die Brüder draußen wieder. Trotzdem die Kommune von der Polente nie was wissen wollte, in diesem Falle holte sie dieselbe. Der ganze Klamauk endete auf der Abteilung I A mit vielen Protokollen und Anzeigen. Auch mit einer „Jakobinerin" machte unsere SA. an einem ersten Weihnachtsfeiertag Bekanntschaft. Wir haben bestimmt Achtung vor dem holden Geschlecht. Aber in diesem Falle, „da werden Weiber zu Hyänen". Ein Naziplakat reizte diese Dame. Selbstverständlich wies ich der Bolschewistin mit ihrem Anhang die Tür. Man sollte annehmen, die „Dame" wäre schleunigst gegangen, denn SA. und auch Stahlhelmer räusperten sich schon — weit gefehlt. Ein Kamerad, der aufgestanden war und sich diese gemeinen Ausdrücke ebenfalls verbat, bekam als Antwort eine Maulschelle. Das war das Zeichen. Die beiden „Ringbrüder" stürzten sich auf unsere Kameraden und die schönste Rollerei war im Gange. Die Moskowiterin machte durch hysterisches Schreien die Musik dazu. Die Kameraden drängten die Gegner hinaus. Die Bolschewistin nahm zwei Gläser vom Ladentisch mit und schlug draußen mit diesen Gegenständen wie eine Verrückte um sich, bis sie die Polizei „liebevoll" in die Arme nahm.

Mecklenburg! Wer denkt noch daran? Unser Ehrenkleid war ver-

boten, aber immer wußten sich die Kameraden zu helfen. Unser Sparverein „Geselligkeit" bestieg einen Lastwagen. Die Kameraden waren herausgeputzt und angezogen, als wenn es zum Karneval ginge. An der mecklenburgischen Grenze fiel die Tarnung und mit einem dreifachen „Heil Hitler" ging es dem Ziele zu.

Und wie war es auf der Rückfahrt vom Parteitag 1927 aus Nürnberg. In Groß-Berlin war die Partei verboten. Wir Spandauer wurden Ortsgruppe Sengefeld (Sengefeld gehört nicht zu Berlin). In Teltow wurde der Zug auf Befehl von Isidor Weiß zum Stehen gebracht. Man sah am frühen Morgen nichts wie Schupo, die sich sofort daran machte, alles nach Waffen zu durchsuchen. Selbstverständlich ohne Erfolg. Ein paar lütte Brotmesser, das war alles. Darauf erklärte die Polizei uns 800 Personen für verhaftet. Wir mußten bereitstehende Autos besteigen, um nach dem Alex abtransportiert zu werden. Unser Transportführer sorgte zunächst dafür, daß wenigstens unsere Frauen und Mädchen entlassen wurden. Geraucht durfte nicht werden.

Isidor Weiß, unser „Freund und Förderer", wurde, als er selbst mit seinem Stab erschien, mit einem großen Hallo empfangen. Der Erfolg war, daß die alten Beamten abgelöst und durch neue mit Karabinern ersetzt wurden. Hunger, Hunger, schrien dann die Nazis. Wohl oder übel mußte Isidor Weiß Feldküchen mit Essen anfahren lassen.

Plötzlich Hungerstreik. Wir wollen nach Hause, freigelassen werden. Wir haben weiter nichts verbrochen, als in Nürnberg unserem Führer von neuem die Treue geschworen. Die Küchen mußten mit dem Essen abfahren. Manch ein Schupo sagte sich bestimmt: „Komische Kerls, diese Nazis", oder: „Charakter haben sie doch." Endlich, nachmittags 4 Uhr, bequemte sich Herr Weiß, die Freilassung bis auf ein paar „Unverbesserliche" auszusprechen. Aber eines soll nochmals festgestellt werden: Wieviel Kameraden sind durch diese Inhaftierung um Lohn und Brot gebracht worden?

Erwähnt sei noch das „Nachtlager von Granada", das sehr oft im Sturmlokal stattfinden mußte. Die Kommune nahm, besonders bei Wahlen, ihre Demonstrationszüge mit Vorliebe durch die Achenbachstraße. Die Polizei klingelte schon vorher an: „Lassen Sie Ihre Jalousien 'runter, Kommune marschiert!" Unsere SA.

lag selbstverständlich alarmbereit. Hoch, nieder usw., mit Schalmeien und Kindern an der Spitze zogen die Marxisten haßerfüllt durch die Straßen. Es war ausgeschlossen, daß zu jener Zeit die SA.-Kameraden einzeln nach Hause gingen. So wurde eben im Sturmlokal, so gut es ging, gepennt.

Der erste Kampf

Es war am Abend des 10. Mai 1927, wo ich zum erstenmal in Reih und Glied der SA. stand. In unserer Stadt mit 110 000 Einwohnern waren es nun mit mir elf Mann und ein Führer — ein Trupp SA. und eine Fahne! Mit meinen 17½ Jahren war ich unter unserer „Elf" sowohl der Kleinste als auch der Jüngste. Aber der damalige Führer unseres Trupps sagte in einer kurzen Ansprache, bei der ich einen roten Kopf bekam, da zehn harte, aber leuchtende Augenpaare auf mir hafteten, er wisse, daß ich so wie alle anderen SA.-Kameraden der Fahne und dem Führer treu bleiben werde bis zum letzten.

Vier Wochen nach dem ersten Appell trug ich zum erstenmal das Braunhemd der SA. Zum erstenmal durfte ich also mit zur Werbefahrt. Vorher aber verteidigte ich zum erstenmal in meinem Leben mein Ehrenkleid; das kam so ...

Mein neun Jahre älterer Bruder, der roter Schutzbündler war, kam früher nach Haus, als ich rechnete, und das Unvermeidliche kam. Bisher hatte er nicht einmal um meine „Hackinger"-Uniform gewußt, und gerade, als er zur Tür hereintrat, war ich fertig adjustiert. Nun hagelten Hohn und Spott über mich; ich kramte meinen Mundvorrat zusammen und schwieg. Das Herz hämmerte bis an die Schläfen, ich fühlte, daß es bald Kampf gab. Und plötzlich war er da! „Hitlerhund" hatte er gesagt.

„Hans, nimm's z'rück" — es war das einzige, was ich mühsam herauswürgte.

Anstatt dessen fiel das Wort ein zweitesmal. Ja, mein Bruder vertraute seinem Alter und seiner Kraft, und dennoch durfte ich das nicht einstecken. Und so, wie ich das erstemal das SA.-Hemd trug, so war's das erstemal, daß ich losschlug auf meinen Bruder. Zwei von ihm mußte ich einstecken, aber dann drosch ich los

und legte einigemal vor, bis er in der Ecke des Zimmers nach hinten sackte.

Einige Minuten verspätet, als eben angetreten wurde, meldete ich mich beim Truppführer, der gleich wußte, daß ich etwas „ab" hatte. Den Kameraden mußte ich erzählen. An diesem Tage verlor ich für mich meinen Bruder, seit diesem Tage aber fühlte ich auch, was Kameradschaft geben kann!

Dann fuhr ein ganz alter Saurerlastkraftwagen mit 25 Hitlerleuten donnernd mit seinen paar Zentimeter dünnen Vollgummireifen über das holperige Pflaster der Stadt. Schmährufe aus respektvoller Entfernung wurden uns nachgeschickt — und sieghaft leuchtend knatterte die Sturmfahne des SA.-Sturmes 5, Linz, im Winde. Ich aber hatte die Feuerprobe bestanden wie in all den Kämpfen und Saalschlachten der folgenden Jahre, und so wollen wir auch in all den kommenden Jahren jeden inneren, auch noch so schweren Kampf bestehen, bis wir abgelöst werden können von den Jungens, die heute noch hinter der schwarzen Fahne mit der silbernen Sigrune in werdendem Gleichschritt marschieren und morgen unsere sturmzerfetzten Fahnen aus unseren Fäusten in die ihren nehmen werden!

Horst Wessel in Pasewalk

Es war im März 1927. Der Gau-SA.-Führer von Pommern hatte die gesamte SA. der Provinz aufgerufen zu einem „imposanten Aufmarsch" in Pasewalk. Freudig folgte die SA. dem Rufe ihres „Gausaf". Zusammen mit Kameraden aus Mecklenburg und Brandenburg war denn auch eine Kämpferschar von 60 SA.-Männern in Pasewalk angetreten. Man kannte damals das „Horst-Wessel-Lied" noch nicht, und wohl keiner von ihnen ahnte, daß ein Mann unter ihnen weilte, der der SA. ein Vorbild und der Jugend des kommenden nationalsozialistischen Reiches ein Ansporn sein sollte — Horst Wessel! Noch ahnten sie nicht, daß jener Truppführer aus Berlin — Horst Wessel war damals noch nicht Sturmführer —, der mit seinen Jungens herübergekommen war, der zwar zu schlagen und zu kämpfen verstand, aber nicht viel Aufhebens von seiner Person

„Hitlerhund" hatte er gesagt

machte, einst der junge Heros des neuen Deutschlands werden sollte. Gerne hatte Horst die in der letzten Woche an ihn ergangene Einladung angenommen, dem Treffen der Brigade Pommern, wie man anstatt der heutigen Gruppe sagte, mit seinen Jungens beizuwohnen. Doppelt so gerne war er mit seinem Trupp, dem späteren Sturm 5, hergefahren, wußte er doch, daß hier im Lazarett von Pasewalk der Führer in den Tagen der Novemberrevolte, schwer verwundet an einer Gasvergiftung darniederliegend, seine politische Mission, seine deutsche Sendung erkannt hatte.

Als sie vor der Stadt angelangt waren, hatten sich schon einige pommersche Kameraden eingefunden, um den Berlinern den rechten Weg zu weisen. Schon aber konnten sie melden, daß es heute dicke Luft geben würde. Die Kommunisten aus der Stadt hatten sich mit den roten Landarbeitern der umliegenden Güter zusammengetan, um das immerhin recht kleine Häuflein der verhaßten Nazis zu sprengen, um ihnen die Lust am Wiederkommen ein für allemal zu nehmen.

Horst Wessel lachte nur. Derartiges war er von Berlin her gewöhnt und nicht zu knapp! Das erhöhte nur die Begeisterung. Und so marschierte er denn mit seinen Jungens aufrecht und lachend durch die johlenden Haufen der Marxisten, um sich mit dem „Hauptkontingent der pommerschen Streitkräfte" im Stadtinnern zu treffen.

Hier gab es erst ein lustiges Intermezzo. Die Pasewalker Ortsgruppe der Partei hatte einen verarmten Grafen als Mitglied, einen Mann, der mit seiner adeligen Verwandtschaft keinen Kontakt mehr hielt und der sich vollständig der sozialistischen Volksgemeinschaftsidee Adolf Hitlers hingegeben hatte. Er war gedrungener Figur, breitschultrig und machte durchaus nicht einen übermäßig „gräflichen" Eindruck. Das einzige, was an ihm auffällig war, war sein hoher Stehkragen, der ihm bis ans Kinn reichte und den er auch zum Braunhemd trug. Er war unbedingt eine drollige Figur. Das Bekannteste aber an ihm war, daß er fortwährend einen unstillbaren Hunger hatte. Auch heute erschien er wieder, die Taschen vollgestopft mit Butterbroten.

Auf den stieß jetzt Horst Wessel mit seinen Leuten. Argwöh-

nisch beäugten die Berliner den Dicken. Die Figur mußte ihnen ja auffallen. Braunhemd und Stehkragen? Und alle Taschen voller Fressalien, daß sie weit abstanden. Wer war dieser Mann? Und als man den Bescheid gab: „Ein Graf", stürzten sich die Jungens auf ihn, betasteten ihn mit ihren schwieligen Händen und fragten wie die Kinder: „Wat denn, wat denn? Bist du een Graf, een richtiger Graf? Kinners, det is'n Nazigraf! Nich, du hast die vielen Stullen doch für uns jemacht, jib man her!" Sie machten nicht viel Federlesens, hatten sie doch selbst einen mächtigen Kohldampf mitgebracht. Der arme Graf, der solch schrecklichen Hunger hatte, mußte teilen, und wieviel bei dieser Teilung für ihn übrigblieb, kann man sich denken.

Die Fäuste des guten Grafen waren aber neben denen der Berliner SA.-Männer nicht zu verachten, denn im Laufe des Tages sollte noch jeder Mann gebraucht werden. War schon der Propagandamarsch, der nun mit den Pommern und den anderen Kameraden zusammen durchgeführt wurde, kein reines Vergnügen, so sollte es am Nachmittag erst recht hart auf hart gehen.

Im Schützenhaus fand eine große öffentliche Versammlung statt. Während drinnen den horchenden Volksgenossen vom nationalen Sozialismus gepredigt wurde, sammelte sich draußen die rote Meute. Tobend und schreiend suchten sie Einlaß in den Versammlungssaal, versuchten den geregelten Verlauf und die Aufklärungsworte des Redners zu stören. Die Verhetzten griffen zum Revolver. Wie wild schossen die Kommunisten in die Gegend, und ein Querschläger bohrte sich in das Rednerpult.

Jetzt war es höchste Zeit zum Gegenangriff. Den Berlinern lief die Galle über. „Kanonen 'raus!" ging es durch ihre Reihen, und weiß der Teufel, wo sie alle die Revolver und Pistolen versteckt gehalten hatten.

Um die SA.-Männer sowie um die im Saal anwesenden Versammlungsbesucher stand es bitter ernst. Barrikaden, wenn man es so nennen will, wurden draußen aufgerichtet, und hin und her tobte der Kleinkrieg. Zwei Berliner wurden schwer verletzt, und der Pasewalker SA.-Mann Herbert Skronn erhielt einen Fußschuß. Horst Wessel wehrte sich verzweifelt. Trotz des Verbotes erwiderte er das Feuer. Die SA. war in schwerster Bedrängnis.

Da, im Augenblick höchster Spannung, traf eine Abteilung Reichswehr unter der Führung eines Leutnants auf dem Kampfplatz ein. Die Roten stoben auseinander, als sie die grauen Männer im Stahlhelm sahen. Die Polizisten, die sich während der Schießerei im Hintergrund gehalten hatten, zogen sich verlegen zurück. Der Offizier war nicht wenig erstaunt, als Horst Wessel die Barrikaden wegräumte, seine Leute blutend und mit zerfetzten Kleidern antreten ließ und ihm dann militärische Meldung erstattete von dem Vorgefallenen. Unter dem Schutz der Soldaten verließ die Berliner SA. dann Pasewalk.

Die natürliche Folge dieses Tages war selbstverständlich das Verbot der Pasewalker SA. Wie konnte es auch anders sein? Die Tatsache, daß die Anwesenheit der SA.-Männer die Marxisten „provozierte" und zu „Unbesonnenheiten hinriß", genügte.

Da man nicht das Herz hatte, dem Marxismus zu Leibe zu gehen, ja selbst mit ihm liebäugelte, entschloß man sich eben, denen den Verbotszettel zu schicken, von denen man wußte, daß sie Soldaten mit Disziplin im Leibe waren.

Daß sich die SA. allerdings an dieses ungerechtfertigte Verbot nicht kehrte und sich nach wie vor heimlich in ihrem Ehrenkleide zum Appell zusammenfand, das wußten die roten und reaktionären Machthaber nicht, und sie hätten es ja auch niemals verhindern können.

Über Gräber vorwärts

... dem Tod so nah'

„... marschier'n im Geist in unsern Reihen mit!" Horst Wessel hat es gesungen, wir wollen es halten. Daß der Geist des Opfers stets lebendig bleibe, darum wollen wir immer wieder jener gedenken, die höchste Opfer gebracht.

Am 28. April des Jahres 1928 ging die kurze und doch für die Nationalsozialisten und SA.-Männer der Ruhrmetropole so inhaltsschwere Meldung durch die Presse, daß der Truppführer Gottfried Thomae, vom SA.-Sturm 33, mit sechs anderen SA.-Kameraden auf dem Heimwege von einer Versammlung von 70 bis 80 Rotfrontbanditen überfallen worden sei, als er einer Gruppe seines Sturmes, die in der Gastwirtschaft Spieß am Limbeckerplatz in Essen belagert wurde, Hilfe bringen wollte. Die Söldlinge Moskaus machten einen Feuerüberfall auf unsere Kameraden und gaben etwa zehn Schüsse aus dem Hinterhalte ab. Parteigenosse Thomae erhielt hierbei einen Halsschuß, an dessen Folgen er nach wenigen Minuten verschied. Seine letzten Worte waren: „Hitler ist unser Retter!"

In Essen war in diesem Augenblick der erste SA.-Kamerad der roten Mordhetze zum Opfer gefallen. Der erste Märtyrer des Nationalsozialismus im Ruhrgebiet, dem in der Folge sich weitere gesellen sollten, hatte sein Leben gegeben. Parteigenosse Thomae, einer der Besten jener kleinen, aber harten Schar in der Stadt der Fabriken und Gruben, war nicht mehr.

Eine Massenversammlung im Vereinshaussaal am 28. April 1928. Parteigenosse Terboven, heute Essens Gauleiter und Oberpräsident des Rheinlandes, sprach. Gegen den roten Terror, der sich gerade damals, im beginnenden Wahlkampf, wieder einmal

besonders bemerkbar machte. Der Abend war ein ungeheurer Erfolg und verlief gänzlich ohne Störung. Die roten Mörder hatten sich ihre Stunde für später aufgespart. Lottes, der Meuchler, lauerte im Hinterhalt!

Nach Schluß der Versammlung blieben wir noch zusammen. Oben im Restaurant. Parteigenosse Thomae mitten unter uns. Heute wollte er einmal ausnahmsweise nicht mit seinem Trupp marschieren. Sein Tag war schwer gewesen, und der nächste, voller Arbeit, wartete schon.

Neben unserem Parteigenossen Hoffmann saß er. Bestellte sich irgend etwas zu essen. Die Portion ist besonders groß. Sagt Parteigenosse Hoffmann:

„Na, mit Ihnen meint man es aber heute hier gut"; darauf Parteigenosse Thomae:

„Wer weiß, vielleicht ist es meine Henkersmahlzeit ..."

Ein Scherz für uns Hartgewordene. Ob er sich wohl etwas dabei gedacht hat, ein Ahnen hatte?

Da rasselt das Telephon. Parteigenosse Terboven wird verlangt. Was ist? Das Übliche. Überfall auf unsere Kameraden von den Stürmen 17 und 33, die durch den roten Segeroth oder zumindest durch die angrenzenden Straßen müssen. Schon ist Thomae hoch. Er will zu seinen Kameraden. Alles drängt nach. Ein Machtwort des Parteigenossen Terboven bannt uns. Bestimmte marschieren ab ...

Weiter schreitet die Zeit. Wieder das Telephon. Wieder wird Parteigenosse Terboven verlangt. Er kommt zurück. Im Gesicht verhaltene Erregung. Er flüstert mit diesem, mit jenem, mit mir. Genaues erfahren wir nicht.

Aber etwas Schwerwiegendes muß vorgefallen sein, wenn Parteigenosse Terboven schon seine Ruhe verliert. Und dann rasen wir mit schweren Schritten durch die nächtlichen Straßen. Laufschritt, Laufschritt ...

Am Limbeckerplatz, bei Spieß, erfahren wir das Furchtbare, hören, daß einer der Treuesten von uns gehen mußte, weil ihn das Mörderblei traf, als er, der ganze Mann, zu den Kameraden stand.

Dann haben wir zusammengesessen und wollten etwas tun. Irgend etwas. Und schafften doch nichts. So wühlte der Gram in

uns und die Erbitterung. Am nächsten Tage, einem grauen Sonntag, eine Führerzusammenkunft. Eine Tagung der Roten. Ein Aufmarsch des Stahlhelms. Wir sahen und hörten nichts von allem. Wir wußten nur, daß der Tod durch unsere Reihen gegangen.

Wir haben Parteigenossen Thomae übergeführt in seine ferne Heimat. Sein Leichenbegängnis war fürstlich. So wie er es verdiente. So wie es dann später alle die andern gehabt, die ihm auf dem Wege nach Walhall folgten, alle die aus den Reihen der Essener SA., die Blutzeugen des Nationalsozialismus wurden.

Parteigenosse Thomae! Soll ich schreiben, wie er war? Soll ich künden, was er geleistet? Soll ich berichten, wie er gekämpft und geschafft? Tag um Tag, Nacht um Nacht! Für Hitler, für Deutschland!

Ach, was soll das? Wir, die wir ihn gekannt, wir wissen von ihm. Ihr, die ihr nach ihm kamt, ihr habt nun gehört, wie er starb. Nun wißt ihr, daß er treu war. Nun sollt ihr nicht mehr fragen. Sollt nur eins: Ihn, sein Leben, sein Sterben euch Vorbild sein lassen. Dann seid ihr so, wie ein SA.-Mann, ein Nationalsozialist auch heute noch sein soll.

Die Schlacht von Eisenberg

Es war am Christi-Himmelfahrts-Tage, dem 17. Mai 1928, als uns Gauleiter Bürckel zum Propagandamarsch nach Neustadt a. d. Hardt rief. Ich fuhr mit der neugegründeten Speyerer SA., ganze zwölf Mann, dorthin. Meine Kameraden trugen zum erstenmal das Braunhemd. Die Aufgabe war, zusammen mit SA.-Kameraden aus verschiedenen vorderpfälzischen Städten die Volksgenossen zur Reichstagswahl (20. Mai 1928) wachzurütteln. In Neustadt selbst, dem Sitz der Gauleitung, ging alles gut. Nach dem Propagandamarsch, gegen 3 Uhr nachmittags, kam plötzlich der Befehl zum Versammlungsschutz nach Eisenberg, einem kleineren Industrieort, der restlos von Marxisten beherrscht war. Wir wurden, im ganzen 42 Mann, auf zwei kleinen, leichten Lieferwagen als Vorhut verladen, und fort ging's, der herrlichen Hardt entlang nach Eisenberg. Die anderen SA.-Kameraden sollten auf schweren Lastwagen nachbefördert werden. Unser kleines Häuflein

Wir bildeten eine Kette vor der Bühne

bestand außer uns 13 Speyerern noch aus Kameraden von Frankenthal, Godramstein und Landau. Gauleiter Bürckel fuhr mit uns vor. Als wir in Eisenberg einfuhren, passierten wir ein großes Gasthaus, in dessen angebautem Saal gerade eine Wahlversammlung der Marxisten stattfand.

Als die Roten unsere geringe Zahl erkannten, hoben sie sofort ihre Versammlung auf und sausten die Straße entlang, uns nach. Kaum in unserem Versammlungslokal angelangt, stürmten auch schon die Marxisten aller Schattierungen in den Saal, der im Handumdrehen mit nahezu 600 „Genossen" besetzt war. Ich übernahm das Gesamtkommando über die 42 Mann. Wir bildeten eine Kette vor der Bühne, auf der unsere Redner Platz genommen hatten. Aber an eine Eröffnung der Versammlung war nicht zu denken. Jedes Wort ging in dem Toben der Meute unter. Wir machten uns auf das Schlimmste gefaßt, und es sollte auch sofort losgehen. Kaum erteilte ich den Befehl „Sturmriemen herunter", kam auch schon der erste Stuhl angeflogen. Und dann prasselte Stuhl auf Stuhl auf uns nieder. Schützen konnten wir uns nur, indem wir mit blanken Händen die bei uns einfallenden Stühle so gut als möglich über unseren Köpfen abhielten und zum Teil auffingen. Erst dann hatten auch wir Waffen, mit denen wir uns wehren konnten. Um keinen SA.-Mann aus der Sperrkette abdrängen zu lassen, zog ich die 42 Mann im Halbkreis zur Front auf die Bühne zurück, in unserer Mitte Gauleiter Bürckel und die anderen politischen Führer. Die Roten bestürmten uns immer wütender, und da und dort fielen die ersten zum Teil sehr schwer verwundeten SA.-Kameraden. Wir waren nun so eng zusammengedrängt, daß wir uns gegenseitig auf die Füße traten und uns der immer heftiger auf uns niederprasselnden Stühle kaum mehr erwehren konnten. Das Blut floß aus mancher Wunde braver Kameraden. Die Rückseite der Bühne bildeten große Fenster, die bis zum Boden reichten, und es bestand höchste Gefahr, daß wir alle zu diesen Fenstern hinausgedrückt und aus dem zweiten Stock, in dem sich der Saal befand, in den gepflasterten Hof hinabgestürzt und „erledigt" würden. In diesem Augenblick fielen rasch hintereinander zwei Schüsse. Der Kalk spritzte von der Decke, und wie mit einem Schlag brach das Toben für Sekundenlänge jäh ab. Blitzschnell zuckte es

mir durch den Kopf, wer sich jetzt zuerst faßt und angreift, hat gewonnen.

Mit verkrampften Fäusten hebe ich ruckartig meinen Stuhl und brülle aus Leibeskräften „SA.-Sturm" und schmettere mit aller Wucht den Stuhl auf den Schädel meines nächsten Gegners. Dieser wirft die Hände vors Gesicht, schreit auf und wendet sich zur Flucht, mechanisch seine nächsten Genossen mit sich reißend. Und nun geht die SA. zum Angriff über.

In Sekundenschnelle wendet sich die Masse der Roten fluchtartig zur Saaltüre. Wir schieben die Saaltische hinterher, springen auf diese und schmettern Stuhl auf Stuhl in den dichtgedrängten Knäuel der fliehenden Marxisten. Welche Szenen und Bilder sich nunmehr unter dem geschlagenen Gegner abspielten, ist schwer zu beschreiben. Sofort nach der Räumung des Saales wird der Eingang verbarrikadiert, Wachen aufgestellt, und nun besehen wir uns das Trümmerfeld. Zwei schwerverletzte und über 20 leichter verwundete Kameraden liegen und sitzen auf dem Boden umher. Die Sturmfahne zerfetzt und der Schaft zersplittert. Sämtliche Fenster und Lampen in Scherben, über 200 Stühle zerschlagen. Die meisten Kameraden waren am Kopfe verletzt. Auch ich trug eine klaffende Wunde am Kopf und am linken Zeigefinger davon.

Inzwischen war die Gendarmerie der ganzen Umgebung alarmiert und säuberte mit vorgehaltenen Karabinern und Pistolen die Straßen. Ein Arzt mit Rot-Kreuz-Sanitätern kam, verband uns und schaffte die zwei Schwerverletzten (Schädeldecke aufgeschlagen) — Frankenthaler SA.-Kameraden — im Sanitätsauto fort, wobei zwei Gendarmen sich mit gezogenen Pistolen auf die Trittbretter des Autos stellten, um die nachdrängenden Marxisten, die sich noch an unseren bewußtlosen Kameraden vergreifen wollten, in Schach zu halten. Dann traten wir zum Abmarsch an. Mit verbundenen Köpfen, aber mit harten Gesichtern, links und rechts von Gendarmen begleitet bis zum nahen Hettenleidelheim, wo wir dann unsere Lieferwagen, die wir gleich nach unserer Ankunft in Eisenberg nach dort sicherheitshalber vorausgesandt hatten, bestiegen und heimwärts rollten. Schweigend und jeder vor sich hingrübelnd saßen wir im Wagen. Noch einmal ließ wohl jeder von uns die Erlebnisse der letzten Stunden an seinem Geiste vor-

überziehen, und trotz der Verluste, die wir erlitten, erfüllte uns der Gedanke mit Stolz, einem übermächtigen Gegner erfolgreich die Stirne geboten zu haben.

Zwischen Stadt und Land

In der Fülle der Kampferinnerungen versinken gern die Leiden und Nöte aller Tage, die kleinen Ereignisse an den Stempelstellen, in den Büros, mit den Flugblättern, auf der Straße ... Bleiben die großen Geschehnisse, die Höhepunkte, die das rückwärts gewandte Auge bestechen und alles Gedenken auf sich allein vereinen.

Der Sieg aber wurde errungen im zähen Kampf einer oft trostlosen Alltäglichkeit, die durch nichts sich auszeichnete als durch den Geist und den Glauben.

Hier soll ein Bild versucht sein aus Berichten von einer stummen, höhepunktlosen, verbissenen und zermürbenden Front, die wenige Gläubige und Mutige hielten, in einem Industriedorf an der roten Ruhr, gegen eine Mehrheit bürgerlicher und marxistischer Widersacher.

Es war im Winter 1928. Weihnachten stand vor der Tür. Ein grauer, schwerer Himmel drückte den Rauch aus den Schloten in die Häuser. Ab und zu sprang ein Windstoß pfeifend auf und trug den Lärm der Stadt herüber. Wir waren fünf Hitlerjungen und einige Adler und Falken, der Steinwüste entronnen und strebten den Ferien zu. Unsere Ferien, in denen es kein Kino gab und keine Zigaretten; dafür aber freie Herzlichkeit und volle runde Tage. — Die Freude auf all die schönen Möglichkeiten machte den Weg kurz und die Affen leicht. Und mittags waren wir am Ziel.

Weißt du, was uns aus der Stadt Wald ist, Erde und befreiender Wind? Das alles lag vor uns wie heiliges Neuland. — Irgendwo im Sauerland lag unser Blockhaus; mitten im Fichtenwald. Unten im lichten Tal floß ein silberner Bach. Und um uns war nichts als die überwältigende Ruhe.

Stille Tage gingen dahin mit Spielen und Arbeit, Liedern und Scherzen. In gemeinsamen Erinnerungen knüpften sich Freundschaften. Ich fand zu einem ruhigen, etwas blassen Kameraden.

Wir hatten uns früher nie gesehen, und doch war schon im Anfang eine Gemeinsamkeit. Ich glaube, daß er Schüler war. Aber weil uns alle nichts schied, weil wir Rücken an Rücken gestanden hatten, vom ersten Tage unseres Glaubens und Kämpfens für das Neue, deshalb sahen wir auch in den Tagen der Ruhe nicht unsere Kleider, unseren Stand, des einen oder anderen bunte Mütze. Wir sahen nur die Augen, die Lichter der mutigen geraden Seelen. Und Fritz Schrön war ein Guter unter uns. Wenn einer zuviel vom Kampf, von blutigen Dingen erzählte und sich hinaustragen ließ von seiner Phantasie über die Grenzen des wirklich Erlebten, dann ging er still fort, sah wohl in ein Buch und — dachte vielleicht daran, daß solche Dinge ernster seien, als zum Spiel bestimmt.

Das Ende der Ferien zerbrach unseren Kreis. Jeder ging zurück an seinen Platz, auf die Schulbank, an die Stempelstelle, in den Kampf.

Schrön und ich gingen fast gleichzeitig in die SA.

Wir hörten lange nichts voneinander. Unsere Stürme standen zu verschiedenem Einsatz in den riesigen seelenlosen Industriestädten. Es kam die Zeit der Braunhemdenverbote. Wahl war vor der Tür. 1930. Kamerad Thomae, unser guter Thomae, stand noch grell vor unseren Augen. Wir hatten ihn stumm begraben; heiß aber trugen wir ihn bei uns. Da sah ich Schrön dann einmal wieder. Wir trugen Blätter aus, von Haus zu Haus, 100, 500, 1000 ... Die Mütze im Gesicht, hetzenden Atems sprangen wir von Tür zu Tür, von Stockwerk zu Stockwerk ... auf der Hut vor Polizei und Kommune. Am Viehoferplatz hatten sie einen Flugblättertrupp niedergeschlagen. Bei der letzten Versammlung in Segeroth gab es sieben Verletzte. Angst hing in der Luft.

Wir drücken uns stumm die Hand. Wir würden uns bald wiedersehen, Schrön und ich. Er sah merkwürdig blaß aus; würgte eine Rührung hinunter — und sprang davon.

Tags später rauschte es leicht im bürgerlichen Blätterwald. Zusammenstoß von Flugblattverteilern. Ein Toter. — In uns zerbrach etwas. Ein rauher Schrei erschreckte die Seelen. Friedel Schrön tot ...

Es ist Nacht, eiskalte Nacht im November. Grell wie der Frost zerreißt die Weckuhr den Schlaf. Ich taumle aus dem Bett,

drei Stunden Ruhe haben die Übermüdung nicht überwunden. — Leise klappt die Tür ... der Schnee knirscht gläsern unter den Tritten und die Bäume wimmern vor Kälte. Der Mond gießt ein kalkiges Licht über die starren Dinge. Alles liegt da wie tot. Ich schlage den Mantelkragen hoch und ziehe die Mütze tiefer ins Gesicht. Hastig und scheu klappen die Schritte, als fürchteten sie sich vor der unheimlichen Stille.

Morgen werden die Bürger ihre Vertreter in die Rathäuser wählen. Wir wollen heute nacht unser Letztes tun, den satten Schlaf von ihnen zu rütteln.

Im „Hitlerkeller" kreischt ein Schlüssel. Alle sind sie da, alle acht Mann der Gruppe Stratmann. Drei spielen Skat, einer rührt Sichelleim, und alle trinken Schnaps, weil es furchtbar kalt ist.

Um 2 Uhr gehen wir los. Flüsternd fliegen Anordnungen von Mund zu Mund. Die Roten haben frisch geklebt. Wir reißen ab und überkleben. Drei Mann arbeiten und fünf wachen. Papier knistert, der Pinsel klatscht, der Leim beginnt zu gefrieren. Leise gehen wir weiter und drücken uns wie Diebe in den Schatten der Häuser: Schnee und Mond sind gefährlich hell. Dann sind wir am Ende des Dorfes. Ein letztes Pamphlet wird heruntergerissen.

Da durchzittert ein greller Pfiff die Stille der Nacht. Der Schreck ist über uns. Doch nur für Sekunden, aus dem Gewerkschaftshaus bricht die Eiserne Front ... 10, 15, 20 Mann. Wir haben keine Minute mehr Zeit. Widerstand ist zwecklos. In Sekunden springen wir in den Hausflur der Wohnung eines Kameraden. Einen Augenblick Pause. Dann geht's durch Hof und Garten, einen Feldweg entlang, auf den Friedhof. Zwischen schwarzen Lebensbäumen kauern wir uns zusammen. Die Pulse hämmern, die Lungen keuchen und der Atem dampft in die glasklare Nacht. — Wir bleiben eine Stunde, zwei Stunden. Der Mond sinkt hinter die Hügel, die Kälte kriecht in die Glieder, wir sprechen kein Wort. Wir denken an morgen, an Deutschland. An uns denken wir nicht. Die Glieder erstarren, der Leim ist längst Eis geworden, und die Hände verlieren das Gefühl. Um 5 Uhr morgens schleichen wir heim; durchfroren, mit fiebrigen Augen. Punkt 9 Uhr beginnt der Dienst.

Vormarsch im Rottal

Es war im Jahre 1929. Das 1923 für Hitler so begeisterte Niederbayern lag noch in schwarzer Nacht da, in die Bayerische Volkspartei und Bayerischer Bauern- und Mittelstandsbund keinen Lichtstrahl einer völkischen Wiedergeburt eindringen ließen.

Der Glanz der Bayerischen Volkspartei war damals schon im Erblassen, der Bauernbund trat ihr Erbe an. Geführt von kommunistisch angehauchten Hetzern, die bei der Räterevolte eine mehr als verdächtige Rolle gespielt hatten, trieb er immer mehr in das Fahrwasser der Marxisten und Kommunisten. Mit jüdischer Rabulistik und bolschewistischem Terror suchten Demagogen übelster Sorte ihr Regiment zu befestigen.

Eines der schwierigsten Gebiete war damals zweifellos das Rottal. Die verarmten Bauern folgten willig und fanatisiert den Fahnen eines Gandorfer, eines Kübler und Konsorten. Nicht leicht war es, den schwerfälligen Bauernschädeln beizukommen. Der Klerus tat ein übriges, die Leute von der neuen Lehre des Nationalsozialismus fernzuhalten.

Da prangten eines Tages im ganzen Rottal rote Plakate mit dem Hakenkreuz: „Bauern herbei!" Da ging ein Geraune unter den Bauern. Mit Windeseile pflanzte sich die Nachricht von Mund zu Mund fort. Und schon setzte auch der Terror ein. Zunächst wurde den Bauern verboten, die Versammlung zu besuchen, und als man damit nicht recht sicher zu gehen schien, beorderte man aus dem ganzen Rottal die „Jungbauernfähnlein" des Bauernbundes nach Griesbach, um die Versammlung der verhaßten Nazisozi unmöglich zu machen.

SA. und politische Leitung waren im Bilde. Die gesamte damalige SA. von Passau, bestehend aus höchstens 20 Mann, wurde aufgeboten, um gemeinsam mit den übrigen Gliederungen des damaligen Sturmes 28 (Fürstenzell, Ndb.) die Versammlung zu schützen. War das eine Freude, als wir in Griesbach endlich einmal unseren gesamten weit verstreuten Sturm in Stärke von 60 Mann sehen durften. Wir kamen uns ungeheuer mächtig vor. In gleichem Schritt und Tritt, angetan mit dem „provozierenden" Braunhemd, marschierten wir unter Vorantritt des Passauer

Spielmannszuges, dem ich selbst angehörte, in die Hochburg des Bauernbundes ein. Giftige Presseerzeugnisse hatten die Bevölkerung bereits entsprechend aufgeputscht, so daß die Stimmung auf dem Siedepunkt angelangt war. Dicke Menschenmauern empfingen, finstere Blicke trafen uns. Näher ging's der Turnhalle zu. Frechheit von den Nazis, gleich eine ganze Turnhalle in Anspruch zu nehmen! Zu beiden Seiten des Weges standen die „Jungbauernfähnlein". Aus weitem Umkreis waren die verhetzten Volksgenossen herbeigeeilt, um mit Gewalt die Versammlung zu verhindern. Als wir in die Nähe der Turnhalle kamen, mußten wir Gänsemarsch machen, so eng war die Gasse, die von der Menge noch freigehalten war. Mit Mühe bahnten die Gendarmen den Weg.

Jetzt sind wir angelangt, doch was ist das?

Die Turnhalle ist verschlossen!

Alles Rütteln hilft nichts. Höhnische und schadenfrohe Blicke treffen uns, Schmähruse werden laut, drohend schwingen die Bauern ihre „Hacklstecka". Soll's jetzt schon losgehen? Angesichts dieser Übermacht kommt uns unsere Zahl wieder recht bescheiden vor. Eine äußerst brenzliche Lage ist entstanden. Wenn die Tür nicht bald aufgemacht wird, gehen die Bauern zur „Tat" über und wir werden erdrückt. Nur die Anwesenheit der Gendarmerie, die aus nah und fern zusammengezogen ist, kann uns zunächst noch schützen. Brodelnd kocht die „Volksseele". Endlich kommt der Abteilungsführer mit dem Schlüssel, der beim Schulverwalter lag.

Die Tür wird aufgerissen. Da entpuppt sich der ganze wohldurchdachte Plan der Bauernbündler. Noch bevor wir überhaupt an der Tür angelangt sind, stürmen etwa 500 Bauern in den Saal und besetzen sämtliche vorhandenen Plätze. Kein Plätzchen mehr ist zu bekommen, selbst die Gänge sind vollkommen verstopft. Unter großem Hallo und höhnischen Zurufen bahnen wir uns einen Weg nach vorn, auf die Bühne, wo wir uns postieren. Wir vom Spielmannszug legen vorsorglich unsere Trommelschlegel mit den Messingenden vor uns zurecht, um gegen das Äußerste gewappnet zu sein. Lauter alte, bewährte Kämpfer sitzen dort oben, jeder fest entschlossen, sich seiner Haut so gut wie mög-

lich zu erwehren. „Auf die Bühne kommt uns keiner!" Das ist der feste Wille der SA. Oben auf der Galerie stehen hinter einem Wall von Gegnern einige wenige SA.-Männer auf verlorenem Posten. Man würde sie im Ernstfalle schon hinunterbefördern, das war die Absicht der Terroristen.

Dann spricht ein Bauernführer aus Baden — das heißt, er will sprechen. Er kommt nicht über den Anfang hinaus. Ohrenbetäubender Lärm verschlingt seine weiteren Worte. Die verhetzten Volksgenossen erheben sich, um ihn herunterzuholen. Wie eine Mauer stehen wir hinter unserem Redner. Verdächtiges Klirren von Biergläsern beweist, daß „man" sich für einen „Fernkampf" einrichtet. Vorsorglich trinkt auch von uns jeder trotz der schweren wirtschaftlichen Lage, mit der wir damals zu kämpfen hatten, eine „Halbe", um sich auf diese Weise einen rechtmäßigen Anspruch auf ein Wurfgeschoß zu sichern. Der Versammlungsleiter brüllt sich die Kehle heiser, um sich Gehör zu verschaffen. Unsere entschlossene Haltung verfehlt ihren Eindruck nicht. Schwächer wird der Lärm, der Versammlungsleiter kann sich schließlich verständlich machen und schließt mit den Gegnern folgenden „Kompromiß":

„Wenn ihr heute unsere Versammlung stört, dann sorgen wir durch ‚fliegende SA.' dafür, daß ihr im Rottal die letzte Versammlung abgehalten habt. In euerem eigensten Interesse fordern wir Ruhe. Sollte unserem Verlangen nicht stattgegeben werden, dann wird unsere SA. dafür sorgen, daß der Saal geräumt wird."

Diese Sprache hatte einen durchschlagenden Erfolg. Der Abgeordnete kann sprechen. Eindringlich, zu Herzen gehend sind seine Worte, so daß bald der Großteil der Gegner in den Bann seiner Rede geschlagen wird. Brausender Beifall, dann Diskussion.

Dem Gegner wird eine volle Stunde Redezeit bewilligt. Mit Lügen niedrigster Art verdächtigt eine Redaktionsschreiberseele, die sich Bauernführer schimpft, die Bewegung und den Führer. Vor Grimm ballen sich unsere Fäuste. Mehr als einmal müssen wir uns zurückhalten, den Schandbuben zu lynchen. Durch unsere disziplinierte Haltung wurde das Schlimmste verhütet. Als aber dieser Bursche bereits anderthalb Stunden daherlügt, wird es

selbst unserem langmütigen Versammlungsleiter zu bunt, und er fordert ihn auf, Schluß zu machen. Da wird der Bursche rabiat: „Wenn es euch nicht paßt, schließen wir die Versammlung und eröffnen eine Bauernbundsversammlung!" Das war zuviel des Guten. Wie ein Mann steht die SA. auf, um ihn zum Schweigen zu bringen. Da zieht es der Hetzapostel vor, das Weite zu suchen. Pathetisch fordert er die Versammlungsbesucher auf: „Bauern, wir verlassen den Saal!" Damit hat er sich aber gründlich verrechnet. Keine 100 Männeken folgen ihrem Leithammel. Der weitaus größere Teil bleibt zurück und lauscht den Schlußworten unseres Redners. Eine große Anzahl von Beitritten zu Partei und SA. sind der sichtbare Erfolg.

Kommune spielt Polizei

Wie ein Lauffeuer ging es durch die westfälische SA.: In Ahlen hatte die Kommune einen Kameraden an seiner Baustelle „verhaftet" und durch die rote Siedlung geschleppt. Unmenschlich hatten sie den SA.-Mann verprügelt. Er lag schwer darnieder. Eine Familie war ohne Ernährer. Die Sache des Proletariats war um einiges verbessert.

Wir kannten die Stadt. Unter 20 000 Menschen lebten dort kaum 20 Nazis. Und die SA.-Kameraden verpackten ihre Uniform im „Bergmannpüngel", wenn sie zum Dienst gingen. Jetzt war es an der Zeit, den Terror zu brechen.

An einem Sommersonntagmorgen des Jahres 1929 krochen neun vollbesetzte Last- und Lieferwagen durch den Regen. Wir standen gepfercht in der Nässe. Die Kinnriemen gingen aus, und braune Bächlein rannen den Hals hinab. In den Stiefeln und Gamaschen stand das Wasser. Die Stullen im Zeitungspapier wurden weich und bekamen nach Geruch und Farbe „literarisches Interesse".

In Hamm sprangen wir von den Wagen und schreckten die Bürger aus den Betten. Uns machte die Bewegung warm und tat wohl. Dampfend kletterten wir zurück in die Karren. Die Straßen hatten sich lange schon herausgewunden aus den Ruhr-

höhen und zogen schnurgerade und baumbestanden den scharfen Schnitt durch die nordwestliche Ebene.

Mittags tauchten Schlote auf. Der Regen drückt den Rauch in enge, siedlungsexakte, lieblose Straßen. Auf einem Platz am Bahnhof, zwischen den Pfützen, machen wir die ersten Gehversuche nach langer Fahrt auf Ahlener Boden. Im Wartesaal kaufen wir einen „Korn" und essen unser Brot. Und im Qualm der Zigaretten vergessen wir die nassen Kleider und schmieden Pläne für den Nachmittag. Was wird die Kommune machen?

Ein Hornsignal reißt uns zurück in den Regen. Hinter einigen vier bis fünf Fahnen stehen 300 Mann SA. Der Standartenführer hält eine kurze Ansprache. Und die Boten der Kommune hauen eilig ab mit der Neuigkeit, daß heute die Nazis Ahlen erobern wollen und Rache nehmen werden für den mißhandelten Kameraden.

Mit klingendem Spiel ziehen wir ein in das Gewirr der Koloniewege. Die Menschen kommen heraus aus den Wohnungen. Es hat aufgehört zu regnen. Die ersten Rufe werden laut. Ein Bochumer Junge gibt einem langen Kommunemann, der einen Kopf größer ist als er, ein paar beruhigende Kinnhaken. Unsere Lieder stören die Letzten auf vom Mittagstisch und der Ruhe. In Hemdsärmeln und Ballonmützen begleiten 10, 20, 50, 100 Kommunisten unseren Zug.

Aus einem Haustor fliegt ein drei Pfund schwerer Stein in unsere Reihen. Ein Kamerad hebt ihn auf und wirft ihn zurück. Die Gardine in dem runden Türfenster verschwindet wie durch Spuk, und eine kreischende Weiberstimme übertönt den Knall des zerspringenden Fensters. Kleine Handgemenge bringen uns nicht aus der Ruhe. Die Kommunisten verschwinden langsam. Was haben sie vor? An einer Straßenkreuzung empfängt uns ein Hagel von Glasschlacken und Steinen.

Die Internationale ertönt. 500 johlende Kommunisten versperren uns den Weg. Wir schwärmen breit aus; Fahnenstangen werden auseinandergeschraubt, und auf ein schrilles Signal gehen wir zum Angriff vor. Vor meinen Augen sinkt ein Schutzmann unter Steinwürfen zusammen. Ein verwundeter Kamerad wird zurückgetragen. Langsam weichen die Kommunisten. Aber schon

an der nächsten Kreuzung setzen sie sich wieder fest. Lattenzäune dichten sich. Und in frischfröhlicher Holzerei kämpfen wir uns durch bis zum Marktplatz.

In langer Front stehen wir starr und erwartend da. Das Geschrei und der Gesang der Kommunisten in den anliegenden Straßen wird unsicher. Der Staf. tritt vor die Front. „Wenn nicht in fünf Minuten die Leute da zur Ruhe gebracht sind, werden meine SA.-Männer das besorgen." Und dann wiederholt er laut und feierlich, daß die kommunistischen Eigenmächtigkeiten hier in Ahlen zu Ende seien. Werde auch nur einem einzigen Kameraden noch ein Haar gekrümmt, dann würden wir in doppelter und dreifacher Anzahl wiederkommen. So lange, bis Ahlen nicht mehr rot sei.

Die Kommunisten sind ruhig geworden. Nach und nach verschwinden die jüngeren unter ihnen. Bleiben die Weiber. Und als wir abmarschieren, machen sie uns auf ihre Weise den Abschied. So etwas läßt sich schlecht beschreiben.

Die männlichen Kommunisten aber haben sich zu einem Protestaufmarsch formiert und betätigen sich singend und schreiend da, wo wir gerade nicht sind. Ihre Niederlage können sie nicht übertönen.

Außer einigen Leichtverletzten und vielen zerzausten und zerrissenen Uniformen hatten wir keine materiellen Schäden zu beklagen. Und trotzdem blieb uns der Ahlener Sonntag lang in der Erinnerung.

Um des Reiches Hauptstadt

1929. Im Hexenkessel Berlin brodelt und kocht es wieder. Die Parteien rüsten zur Wahl. Auch wir sind nicht müßig. Die Bewegung arbeitet mit Hochdruck. Eine Versammlung jagt die andere. Für den SA.-Mann gibt es kein Eigenleben mehr. Saalschutz, Propagandamärsche, Flugblattverteilung vor Betrieben und auf der Straße, Sprechchöre auf Höfen und vor den Arbeitsnachweisen. Damit ist das Leben des SA.-Mannes ausgefüllt. Das Bett kennt er nur noch vom Hören. Aber auch der Gegner arbeitet, jedoch sind seine Mittel und Methoden andere. Er will uns, die junge, aufstrebende nationalsozialistische Bewegung, durch Terror unterdrücken und niederhalten.

Die rote Zentrale am Bülowplatz hetzt. In ihrem Leibblatt, der „Roten Fahne", wird zu Mord und Totschlag aufgefordert. „Schlagt die Faschisten, wo ihr sie trefft", ist ihre Parole. Kommunistische Agitatoren in Betrieben, Stempelstellen und auf der Straße hetzen die Arbeitermassen auf und sorgen dafür, daß die Mordparolen zur Ausführung gelangen.

Der SA.-Mann ist zum Freiwild geworden. Es ist ihm unmöglich, sein Stempelgeld zu holen. Die vertierte Masse schlägt sie, noch ehe sie die Stempelstelle betreten haben, zu Boden und bearbeitet sie mit Absätzen. Auf den Arbeitsplätzen treten die Belegschaften in Proteststreik, wenn sie erfahren, daß unter ihnen ein Nazi ist, und zwingen damit den Arbeitgeber zur Entlassung des SA.-Mannes. Auf den Baustellen wirft man ihnen die Mauersteine auf den Kopf und nennt es dann „Betriebsunfall".

Die Gehässigkeit und Gemeinheit hat ihren Höhepunkt erreicht. Bei uns die Verbitterung. Es war nicht leicht, seine Ideale zu behalten und nicht die Flinte ins Korn zu werfen. Doch wenn wir manchmal auch nahe dran waren, unseren Glauben zu verlieren und zu verzagen, dann hat uns unser „Doktor" wieder aufgerüttelt und durch seine unerschütterliche Zuversicht und seine hinreißenden Reden uns den Mut zur Weiterarbeit wiedergegeben. Die Bewegung behielt ihren klaren Kopf. Sie nahm den Kampf überall an. Die SA. hatte, und wenn auch das Kräfteverhältnis 1:100 stand, den Terror durch Terror zu brechen gewußt.

Freitagabend. Die Bewegung hat zur Massenkundgebung im Saalbau Friedrichshain aufgerufen. Die KPD. hat ihre Jünger, RFB., Antifa und andere aufgeboten, die Versammlung um jeden Preis zu sprengen. Saalschutz hatte der Sturm 2/4. Ein kleines Häuflein gegenüber den Roten. Schwer für den Sturm, sich dort zu behaupten, doch noch schwerer das Nachhausegehen der Männer in Uniform durch den vom Mob besetzten Friedrichshain ohne Blutopfer. Deshalb Sturm 17 in Zivil aufgeboten, der den Saal nicht mitbesetzte, sondern im Trupplokal der 2er, Rodewiskystraße, das Ende der Versammlung abwartete, um dann die uniformierten 2er nach Hause zu begleiten. Doch erstens kommt es anders, zweitens als man denkt. So auch diesmal. Die Versammlung wurde gleich zu Anfang gesprengt, so daß die Polizei mit

dem Gummiknüppel den Saal räumte. Die 2er mußten ohne uns ihren Heimweg finden. Wir gingen daraufhin aufgelöst in kleinen Trupps zu unserem Sturmlokal, in dem uns der Sturmführer dann den Dienst für den nächsten Tag bekanntgab. Es war gegen 1/2 1 Uhr, als die erste Gruppe, zu der auch ich gehörte, das Lokal verließ. Wir waren knapp hundert Meter gegangen, als hinter uns ein wahres Schnellfeuer losging. Wir sprangen sofort an die Häuserfront, in der wir Deckung fanden, und sahen dann, daß eine Gruppe von zirka zwölf Figuren von der gegenüberliegenden Seite unser Lokal und die aus dem Lokal Kommenden beschoß. Wir konnten von Glück sagen, daß unser Lokal ein Ecklokal mit zwei Ausgängen war, und so der größte Teil des Sturmes aus dem von der Kommune nicht beschossenen Ausgang ins Freie gelangen und die Kommune, die zu so später Stunde einen derart starken Widerstand nicht erwartet hatte, in die Flucht schlagen konnte. Wir sammelten uns daher wieder im Sturmlokal und buchten trotz der großen Anzahl Schüsse nur zwei Verletzte.

Nach einer Viertelstunde tauchte dann auch die Polizei auf, die auf ihrem Revier, welches zwei Minuten vom Lokal entfernt ist, das Ende der Schießerei abgewartet hatte. Erregt, voll Wut und Erbitterung zogen wir dann nach Hause. Der Tag war selbst für uns, die wir schon allerhand gewöhnt waren, ein bißchen viel. Erst die Versammlungssprengung im Friedrichshain — bei der wir über hundert Verletzte hatten — dann der heimtückische Überfall, das reichte!

Sonnabend 6 Uhr, Arminiussäle Moabit.

Sturm 17 rückt an. In Räuberzivil, die Schiebermütze im Genick, Knüpftuch um den Hals und die Hände bis zu den Ellenbogen in den Taschen vergraben. Im Aussehen nicht von der Kommune zu unterscheiden. Wir bekommen es von der Moabiter Kommune, die Verstärkung aus Charlottenburg bezogen hat, bestätigt. Sie haben den Saal sofort bei der Eröffnung mit ihren Staffeln besetzt und begrüßen uns mit freudigem Hallo und „Rot Front". Sie glaubten, wir seien Weddinger Kommune, und wir ließen sie in ihrem Wahn. Die Versammlung versprach den von uns erwarteten Verlauf zu nehmen. Die Kommune, durch unser Erscheinen noch üppiger geworden, glaubte leichtes Spiel zu

haben und benahm sich dementsprechend. Die Lage schien ja auch für sie von Minute zu Minute günstiger zu werden, denn der Saal füllte sich immer mehr mit nach außen hin ausstaffierten Schlägertypen. Arme Kommune! Die Enttäuschung mußte für sie eine riesige werden, denn die Hinzugekommenen waren zum größten Teil SA.-Männer, die, obwohl sie keinen Dienst hatten, empört durch die Kunde von der Saalschlacht am Abend vorher, herbeigeeilt waren. Sie kamen zu zweit und zu dritt, aus Spandau und vom Kreuzberg, aus Schöneberg und vom Alexanderplatz. Aus allen Stadtteilen Berlins. Ohne jede Order waren sie herbeigeeilt. Sie kamen ohne jeden Befehl, um ein zweites Friedrichshain zu verhindern. Es war die Elite der SA., die, welche überall dabei waren, um die Belange der Bewegung mit der Faust zu wahren. Trugen sie auch alle Zivil, sie kannten sich doch. Der Instinkt des alten SA.-Mannes, geschult durch Kampf, hatte bald Freund vom Feind geschieden. Sie hatten sich bald gefunden und besetzten den hinteren Teil des Saales.

Im Saal herrschte die Atmosphäre, die der SA.-Mann von früheren Saalschlachten her kannte. Versammlungsbesucher, die den Eintritt bezahlt hatten, zogen es vor, den Saal zu verlassen, noch ehe die Versammlung begonnen hatte. Nur vorn ein paar unentwegte Parteigenossen, das übrige Kommune und wir, die noch immer unsere Rolle weiterspielten. Als Saalschutz der alte Moabiter Sturm 6 in Uniform, dem wir selbstverständlich ebenso wie dem Sektionsführer Aufklärung gaben. Die Kommune sollte sich vollständig sicher fühlen und dann, sobald sie ihre Provokationen begann, ihren Denkzettel bekommen.

Pünktlich um ½9 Uhr eröffnete der Sektionsführer die Versammlung, hieß sie alle willkommen. Er gab der Kommune, weil ihm ja an einer ruhigen Durchführung der Versammlung lag, für die spätere Diskussion unbeschränkte Redezeit. Er warnte sie jedoch vor Ruhestörung und sagte dann, daß er schon die nötigen Mittel in der Hand habe, um alle Radaumacher aus dem Saal zu entfernen. Die Kommune, die sich vollständig sicher fühlte, erhob bei diesen Worten ein gewaltiges Gebrüll, das zum Orkan anschwoll, als der Redner die Bühne betrat. Man hörte Ausrufe wie „Nazischwein", „Arbeiterverräter" usw. Als der Sturm-

führer des Saalschutzes sich den ärgsten Schreier griff, um ihn an die Luft zu setzen, war das für die Kommune das Zeichen zum Beginn der Saalschlacht, und dann ging es los.

Sturm 6 besetzte, wie abgemacht, den Ausgang, um ein vorzeitiges Entwischen der Kommune und ein Eindringen der dadurch aufmerksam gemachten Polizei zu verhindern. Die Schilderung der Saalschlacht will ich mir sparen, man muß sich den Schreck der Kommune vorstellen, als ihre vermeintlichen Genossen vom Wedding plötzlich SA.-Mützen aufhatten und sich auf sie stürzten. Leider haben wir nicht die verblüfften Gesichter der Polizei gesehen, als sie nachher den Saal betrat und die zusammengeschlagene Kommune vorfand. Nach getaner Arbeit waren wir nämlich in aller Ruhe aus dem Saal geströmt, waren an dem Polizeiwagen, auf dem sie saßen und nichtsahnend das Ende der Versammlung abwarteten, vorbeigegangen und haben uns sittsam, wie es sich für ordnungsliebende Bürger zweiter Klasse gehört, nach Hause begeben.

*

Sommersemester 1929 an der Berliner Universität.

Seit Tagen bereits glomm ein unsichtbarer Funke unter der glatten akademischen Oberfläche. Besonders unter den Scharen der Langbemähnten und der Intelligenzbrillenträger herrschte eine geradezu auffallende Nervosität. Schwarzlockige Jünglinge mit ausgeprägten Profilen versammelten erregte Gruppen um sich, und an den Anschlagbrettern der studentischen Verbände von Rosa bis Knallrot schwollen die Aufrufe. Dabei war man sich offensichtlich restlos im unklaren über den Grund der eigenen Aufregung. Irgend etwas ganz Entsetzliches mußte allerdings in der Luft liegen, denn die Getreuen der Novemberrepublik bliesen Großalarm.

Die wenigen Nazis im Braunhemd grinsten so unverschämt ...

Ja, und dann — ganz plötzlich — nahm das Unfaßbare klare Formen an. Man stelle sich vor, die Deutsche Studentenschaft besaß die Frechheit, zu einer Protestkundgebung gegen das Friedensdiktat und gegen die Kriegsschuldlüge aufzurufen! In der Neuen Aula!

Unerhört — Provokation!

„Herr Kultusminister Becker! Das darf unter keinen Umständen erlaubt werden. Das ist ein Schlag ins Gesicht der Hohen Entente! Das grenzt an Hochverrat!"

Und Herr Becker beugte sich liebevoll zu seinen Getreuen und streckte drohend die Faust aus gegen die deutschen Studenten.

„Die Kundgebung ist verboten! — Die Aula der Berliner Universität steht unter staatlichem Hausrecht — und der Staat bin in diesem Falle ich!" Soweit Herr Becker.

Naaaa? Die werden doch nicht etwa???

Wahrhaftig!

„Deutschland erwache!"

Verschiedene Herren von den Korps und Burschenschaften runzeln mißbilligend die Stirnen. Wozu jetzt noch dieser Krach? Alles war so überaus würdevoll und feierlich gewesen, und nun war es höchste Zeit zum Mittagsschoppen. Was waren das bloß wieder für Radaubrüder? Die Schupo spitzte die Ohren — „Deutschland erwache!"

Eine Protestkundgebung, meine Herren, war unseren Begriffen nach keine geschlossene Gesellschaft, und wenn wir protestierten, dann sollte Berlin auch etwas davon merken, und nicht nur in der Abendpresse eine kurze Notiz finden!

Das Häuflein schwoll an, der Weckruf donnerte gegen die Mauern der Lindenpaläste, wurde von Hunderten aufgenommen und brauste schließlich tausendfach dahin. Nun wurde es zu bunt! — Kommandos, schrille Pfiffe.

Unter den Linden stockte der Verkehr. Das Deutschlandlied brandete auf, grüßend reckten sich die Arme. Die Bereitschaftswagen füllten sich mit Verhafteten, Studenten und harmlosen Passanten. Immer 'rauf!

Das wäre ja noch schöner, hier in Berlin gegen den glorreichen Frieden von Versailles zu protestieren, gegen den Frieden, den die Republik mit verdorrender Hand unterschrieben!

Das war offener Aufruhr — Landfriedensbruch, angezettelt von den Nazis mit ihrem hochverräterischen Geschrei. Auf dem Alex hatten wir Gelegenheit, über das verfassungsmäßige Recht der freien Meinungsäußerung nachzudenken. Von Reue aber keine Spur.

Empörte Studenten, die sich vor einem Haus Unter den Linden einfanden und irgend etwas wie: Schmach und Vaterland riefen, wurden rücksichtslos mit dem Gummiknüppel auseinandergehauen. Rot und Rosarot waren restlos Herren der Situation. Dank dem lieben Vater Becker!

Die Studentenschaft dachte aber gar nicht daran, die Flinte ins Korn zu werfen und klein beizugeben. Dann würde die Kundgebung eben unter freiem Himmel stattfinden. Auf dem Hegelplatz zum Beispiel ...

„Wai geschrien, Herr Polizeipräsident! Jetzt haben Sie das Wort!"

Vom Alexanderplatz blitzte und donnerte es. Verboten! Nun wurde nicht mehr lange um Erlaubnis gebeten. Am nächsten Tage, mittags um eins, leerten sich auf einmal die Hörsäle mit unglaublicher Geschwindigkeit, und ehe sich die Gegenpartei von ihrer Verblüffung erholen und „Feurio!" brüllen konnte, war das Kastanienwäldchen hinter der Neuen Wache schwarz von Menschen!

Und die Umgegend — blau von Schupos! Jawohl, man war auf dem Posten. Für alle Fälle, nicht wahr? Die Staatsgewalt wartete jedenfalls ab. Und diese Protestkundgebung wäre gleich allen nationalen Kundgebungen jener Tage gutbürgerlich und friedlich mit dem machtvollen Gesang von „Burschen heraus!" ausgeklungen, wenn nicht, ja, wenn nicht die bösen Nazis gewesen wären. Da war so ein kleines unscheinbares Häuflein, das wenig Lust zeigte, nun sofort mit patriotisch hochgeschwelltem Herzen nach Hause zu laufen.

Der Marsch der 90 000 in Nürnberg

Reichsparteitag! Eine fiebernde Spannung hatte dieses Wort ausgelöst. Die Wellen des Tageskampfes gingen plötzlich hoch und schienen damals schon — im Sommer 1929 — die Welt voller Widerstände überfluten und frei machen zu wollen für die neue, für unsere Zeit. Von der Wupper zur Ruhr, durch die Straßenzellen und Wohnblocks in Essen und Duisburg und Dortmund und Bochum ging ein Raten und Suchen und Freuen! Wer würde dabei sein? Aus Pfennigen und Groschen wurden rappel-

volle Reisebüchsen. Und aus jedem braunen Kampfsturm traten drei, fünf, sieben, 20 Mann heraus, die nach Nürnberg durften ...

*

Jetzt standen wir schon fast eine Stunde auf dem Marktplatz in Hattingen a. d. Ruhr. Aus ganz Südwestfalen waren die Trupps und Trüppchen zusammengekommen. Wir kannten uns alle. „Weißt du noch ... damals in Düsseldorf? ..." Tornister waren zusammengepumpt, Uniformen stimmten oft nicht ganz. Aber die Herzen stimmten! Sie schlugen alle einen Takt: Bald würde uns Deutschland gehören.

Drei große Lastwagen fuhren gegen 8 Uhr abends über die Ruhrbrücke in Richtung Bochum. Von drei Lastwagen tönte trutziger Gesang durch die lange Straßensiedlung. — In Bochum stiegen 300 Südwestfalen zu den Stadtstürmen.

Mit klingendem Spiel gaben wir Bochum unseren Abschied. Und diesmal fiel kein Wort am Moltkedenkmal. Diesmal drohte keine Faust, drohte kein Stein. Es war, als ziehe die Kraft der gewaltigen Nürnberger Demonstration mit uns.

*

Der Zug ist gerüttelt voll. Ein paar Kameraden aus gefährlichen Gegenden ziehen erst jetzt ihr Braunhemd an. Propagandafahrtstimmung nimmt der Nacht ihre Länge. Kaum, daß einer schläft.

Mit dem Tag häuft sich um uns das Neue. Wer von den Kumpels war schon einmal so weit fort von der Heimat? Kämpfend in einer Welt voll Haß und Neid und Not, war es uns wie ein Märchen, daß hier und dort an der Strecke auf Bauernhöfen und Werkstätten unsere Fahnen wehten; daß Belegschaften mit riesigen Grußtransparenten angetreten waren, daß man sich freute auf uns Hitlersoldaten von der roten Ruhr.

Um 8 Uhr morgens läuft unser Zug in Nürnberg-Dutzendteich ein. Vorstellungen haben sich für uns nie verknüpft mit dem Namen dieser Stadt. Es war nur so ein Gefühl von Größe und Macht und Zuversicht, das mit all dem sich verband, was zu den Demonstrationen der Bewegung in fester Beziehung stand. 1927 sollen

es 70 000 gewesen sein. Zwei Jahre sind inzwischen hingegangen. Wir würden all das in den Schatten stellen. Die Bilder im „J. B.", die Berichte unserer Zeitungen: sie werden jetzt auf einmal lebendig in uns. Heute waren wir Gestalter dieser Dinge. Heute und morgen und übermorgen würden wir Nürnberg und der Welt unsere Macht und unseren Glauben demonstrieren.

In einer Schule unweit des Bahnhofs gehen wir ins Quartier. Es ist Samstag, der 4. August. Aus dem Gewirr all des Neuen machen wir uns langsam ein Bild. Nürnberg steht im Zeichen der braunen Soldaten Adolf Hitlers. Nürnberg ist unsere Stadt. Aus allen Richtungen und in jeder Straße marschieren Trupps und Kolonnen. Jede angekommene Standarte sendet eine Abordnung zur Kranzniederlegung am Ehrenmal im Luitpoldhain. Da waren Stürme aus Königsberg, aus Berlin, aus Hamburg, aus München, aus Wien. Und immer noch tragen Züge und Lastwagen Tausende und Tausende heran.

Der erste Tag ist zu Ende, kaum daß er begonnen hat. Und am Abend treten die 40 000 SA.-Männer den Fackelzug an. Die Straßenränder sind gedrängt voller Zuschauer. Begeisterte Sympathiekundgebungen gibt es für die Pfälzer Kameraden in ihren weißen Hemden und die SA.-Männer aus Wien. Bergleute von der Ruhr, Kameraden aus Essen, tragen Grubenlaternen an Stelle von Fackeln.

Als wir um 11 Uhr abends zurückkehrten ins Quartier, da sind wir alle eingegangen in das große Geschehen: da gehört uns Nürnberg. Aber unsere Freude hat schon in den ersten Stunden den Haß der Gegner erregt. Kleine Vorfälle sind die Anzeichen einer organisierten Störung. Schon am Morgen unseres ersten Nürnberger Tages war die Frau eines Ortsgruppenleiters von Reichsbannerhelden erschossen worden. Diese Nachricht wirft einen langen und düsteren Schatten über den Tag. Er ruft uns zurück aus dem Taumel der ersten begeisterten Freude: Auch hier ist Kampf. Auch in Nürnberg stehen wir an einem Abschnitt jener Front, die die anderen mit aller Verzweiflung und mit den gemeinsten Mitteln halten wollen. — Neue Nachrichten sickern durch. In der Altstadt wurde ein Kamerad schwer verletzt. — Ein Kommunist wurde verhaftet, als er einem SA.-Mann den

Dolch in den Rücken stoßen wollte. — Provokateure im Braunhemd wurden gestellt. — Wir aber sind auf der Hut ...

So wird es Sonntag. In den frühen Morgenstunden rücken Tausend um Tausend ein in die grüne Weite des Luitpoldhaines. Gegen 10 Uhr füllen 90 000 braune Soldaten den Platz. Ernst und feierlich hebt sich das Kriegerdenkmal in hohen weißen Quadern in den Himmel. Der Sarkophag aber ist von Hunderten von Kränzen und Schleifen bedeckt.

Der Führer erscheint. Ernstes Schweigen liegt über dem Wiesenplan. General von Epp spricht zu den Männern. Und er stellt die tiefste Ehrerbietung zu den Helden des großen Krieges an den Anfang dieses Tages. Böllerschüsse ertönen. Die Totenehrung ist zu Ende. Das braune Heer wendet sich dem Fahnenwald zu, der den Platz abschließt. Dann spricht der Führer. Laut und hallend gehen seine Worte hin über die 90 000. Die meisten von ihnen stehen zum erstenmal vor dem Manne, dem sie sich aus tiefem Glauben und aus dem festen Willen zur Erneuerung verschrieben haben. Und alles ist eine Bestätigung des Vertrauens, alles ist so, wie es gedacht und empfunden war.

Und aus dem Munde des Führers ersteht noch einmal die Schwere der Zeit; erstehen noch einmal die Nöte und Schikanen; die Opfer und Entbehrungen, die viele Tausende tragen: nicht weil sie schlapp sind; nicht weil ihnen die Kraft fehlt zur Empörung: weil sie geduldig und zäh mitschaffen wollen am Bau der neuen Lebensgrundlage unseres Volkes. Wille zur Zukunft; Glaube auf morgen: das ist unser Programm!

Die Standartenweihe ist zu Ende. Langsam leert sich das riesige Feld. Wie eine gewaltige, gebändigte braune Flut ergießt sich das Heer in die Straßen der Stadt. Der Höhepunkt des Parteitages, der große Vorbeimarsch vor dem Führer, hat begonnen. Stunde um Stunde windet sich der Zug ohne Ende durch die Straßen. Und die Stunden sind ein einziges Beispiel rührender Anteilnahme der Bevölkerung: treuer Ergebenheit an den Führer; erster Verwirklichung der neuen, großen Gemeinschaft. Frauen stehen vor den Häusern und geben den durstigen Männern zu trinken. Blumen über Blumen ergießen sich über die SA.-Formationen. Eine Stadt feiert die Bewegung. Gegen 4 Uhr

nachmittags erreicht unser Zugabschnitt die Mittelstadt. Leuchtenden Auges nimmt der Führer den Vorbeimarsch seiner Männer ab. Uns aber schenkt er ein Erlebnis ...

Am Frühabend ist der Vorbeimarsch zu Ende. Immer noch steht Nürnberg im Zeichen der braunen Armee. In den großen Sälen der Stadt finden Sondertagungen und -veranstaltungen statt. Im Herkulesvelodrom tragen SA.-Boxer ihre Meisterschaft aus. Ein Hattinger Kamerad holt einen Sieg ...

Und in den abklingenden Tag mengt sich ein Neues: Kommunisten können ihre Erbitterung über die Wucht der nationalsozialistischen Demonstration nicht länger im Zaume halten. An allen Enden der Stadt kommt es zu Zwischenfällen; Betrunkene provozieren; Schüsse fallen aus dem Hinterhalt; Polizei greift ein ... Unruhe bemächtigt sich der SA. Alle wollen sie den bedrohten Kameraden helfen. Im Herkulesvelodrom mahnt Dr. Goebbels zur Disziplin.

Am Dutzendteich waren aus einer Wirtschaft Schüsse gefallen. Wir sprangen — zehn oder zwölf Mann aus Westfalen — aus der Halle und eilten in Richtung Quartier. Polizei raste auf Überfallwagen durch die Straßen. Die Stimmung war gespannt. Die Herausforderungen der Kommune hatten alles bis zur Siedehitze vorangetrieben. Noch standen die Fronten.

Da dringt Lärm aus einer kleinen Wirtschaft am Marktplatz. Im Sturmschritt sind 50, 100 Mann dort. Stuhlbeine und Gläser empfangen uns. Undurchsichtig ist das Gewirr der Kämpfenden. Nur wenige haben Platz in der dumpfen, verräucherten Bude. Nach Minuten ist das Spiel aus. 20 Kommunisten werden herausgeprügelt. Sie haben einen SA.-Mann belästigt. Das kleine Ereignis aber ist das Signal zu einer allgemeinen Unruhe. Nervöse Polizei schlägt mit Gummiknüppeln auf wehrlose SA.-Männer ein. Auf den Überfallwagen wird mit Pistolen und Karabinern drohend hantiert. Berittene drängten die Gruppen auf den Bürgersteig zurück. Und das allgemeine Durcheinander war das Signal für die Kommunisten. Mehrere SA.-Männer wurden durch Dolchstiche schwer verletzt.

Inzwischen war es Nacht geworden. Die Führung hatte sofortige Straßensperre verhängt. Einzelne SA.-Männer wurden